



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Bachelorarbeit

Fallstricke in der Identitätsentwicklung von Jugendlichen im Heim

vorgelegt von

Josephine Haase

Studiengang Soziale Arbeit

Sommersemester 2011

Erstprüfer: Prof. Dr. Werner Freigang

Zweitprüfer: Prof. Dr. Matthias Müller

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Identitätsentwicklung im Jugendalter nach Erikson.....	2
1.1 Kurzbiografie.....	2
1.2 Aktualität und Eignung der Theorie.....	4
1.3 Prinzipien und Leitgedanken des Eriksonschen Entwicklungsmodell	6
1.3.1 Die acht Entwicklungsphasen nach Erikson	7
1.4 Identität.....	11
1.4.1 Identitätsfindung	14
1.4.2 Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz	18
1.4.3 Identitätsdiffusion.....	20
2 Heim versus Identitätsausprägung.....	23
2.1 Historischer Rückblick.....	24
2.2 Heim versus Familie	26
2.3 Kritische Ereignisse im Heim	27
2.3.1 Regeln und Strukturen.....	29
2.3.2 Schichtdienst	32
2.3.3 Mitarbeiterfluktuationen und Bewohnerfluktuationen	34
2.3.4 Soziale Isolation und Milieuwechsel	35
2.3.5 Rolle des pädagogischen Mitarbeiters.....	38
2.3.6 Schlussfolgerung	40
3 Interventionen/ Handlungsalternativen.....	41
3.1 Beziehungsaufbau und die Rolle des Mitarbeiters	42
3.2 Elternarbeit	45
3.3 Biografiearbeit.....	46
3.4 Bewahrung der Privatsphäre und Sexualunterricht.....	47
3.5 Integration in die Gesellschaft.....	48
Fazit	49
Quellenverzeichnis.....	51

Einleitung

Die Adoleszenz ist die Zeit, in der Jugendliche den Übergang vom Kindsein zum Erwachsensein bewältigen müssen. Körperliche und hormonelle Veränderungen, sowie neue gesellschaftliche Anforderungen halten eine Vielzahl von Hindernissen bereit. Das Bedürfnis, Erwachsen sein zu wollen, steht den noch kindlichen Erfahrungen entgegen. Jugendliche beginnen ihr Sein neu zu überdenken.

Mit Fragen nach Wer bin ich? Wer will ich sein? Was vertrete ich? werden Jugendliche tagtäglich konfrontiert. Ein Entwicklungsprozess, der sich Identitätsfindung nennt. Wenn Jugendlichen bewusst wäre, wie entscheidend dieser für den weiteren Lebensverlauf ist, wäre er wahrscheinlich noch komplizierter und langwieriger. Und wüssten Eltern, wie entscheidend der Verlauf der Kindheit für eine gelungene Identitätsentwicklung ist, würden sie vielleicht manchmal mehr oder weniger auf ihre Kinder eingehen. Leider zeigt die Realität, dass immer mehr Jugendliche Probleme bei der Ausprägung einer gesunden Identität haben. Auf Grund von schwierigen Entwicklungsprozessen werden sie negativ auffällig zum Beispiel durch kriminelles, aggressives Verhalten oder psychopathologischen Störungen. Ist dieser Zustand im familiären Rahmen nicht mehr tragbar, kann er als Interventionsmaßnahme einen Heimaufenthalt zur Folge haben, ein vorläufiges Zuhause, in dem der Jugendliche die notwendige Stabilität, Kontrolle und pädagogische Betreuung erhält mit der Zielstellung, eine Reintegration in den familiären Rahmen oder einem selbständigen Leben zu erreichen. Durch den stationären Aufenthalt im Heim ist es den Mitarbeitern möglich, den Jugendlichen im Alltag aufzufangen und bedürfnis- sowie lösungsorientiert zu intervenieren. Auf Grund meiner eigenen Tätigkeit in einer Wohngruppe für verhaltensauffällige Kinder- und Jugendliche stellt sich für mich die Frage, inwiefern das Heim als ein sehr strukturierter Ort, tatsächlich die Möglichkeit hat, bei der Ausprägung einer eigenen Identität unterstützend zu wirken.

Daher lautet meine Hypothese: Der Heimalltag erschwert eine „normale“ Identitätsentwicklung. Es stellt sich die zentrale Frage, in welchem Umfang die Institution Heim Entwicklungsaufgaben der Jugendlichen ausreichend

unterstützen und fördern kann. Ich möchte mit meiner Arbeit auf die Wichtigkeit und vor allem auf die Schwierigkeiten der Identitätsentwicklung im Heim aufmerksam machen. Dabei seien die Grenzen auf Grund bestehender und kaum veränderbarer Strukturen nicht außer Acht gelassen, jedoch sollte sich jeder pädagogische Mitarbeiter der „Nebenwirkungen“ dieser bewusst sein. Vor allem möchte ich dafür plädieren, dass das Verständnis und die Zeit für die Adoleszenz und den Krisen nicht verloren geht.

Im ersten Kapitel der Arbeit werde ich anhand des Erklärungsmodells von Erik Erikson eine theoretische Einführung in die entwicklungspsychologische Identitätsentwicklung der Adoleszenz geben. Dabei gehe ich auch explizit auf die Entwicklungsaufgaben des Jugendalters ein. Dies dient als Grundlage für die Analyse der strukturellen Bedingungen im Heim und deren Einfluss auf die Identitätsentwicklung im zweiten Kapitel. Im dritten Kapitel werde ich ansatzweise Handlungsalternativen aufzeigen, die in die unabwendbaren Strukturen des Heimes integriert werden können und die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben unterstützen. Abschließend werde ich einem Fazit persönliche Schlüsse aus der Ausarbeitung ziehen.

1 Identitätsentwicklung im Jugendalter nach Erikson

1.1 Kurzbiografie

Erik Erikson Homburger wurde 1902 in der Nähe von Frankfurt als Sohn dänischer Eltern geboren. Nachdem er seinen ersten Beruf als Zeichenlehrer wegen eines fehlenden Schulabschlusses nicht weiterführen konnte, reiste er als Künstler durch Europa. In Wien kam er erstmals in Kontakt mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds, welche sein Interesse weckte. Er nahm Unterricht bei seiner Tochter Anna Freud und studierte die Theorie ausführlich. 1933 floh Erikson mit seiner Familie nach Boston und eröffnete dort eine Praxis für Kinderanalyse, die er jedoch nur 3 Jahre betrieb. Sein Leben war nach wie vor durch viele Ortswechsel charakterisiert. Er unterrichtete zeitweise in Yale, lebte bei den Sioux-Indianern in South Dakota, arbeitete in Berkeley an Längsschnittprojekten für die Entwicklung von Kindern mit und reiste zur

kalifornischen Nordküste, wo er einen indianischen Fischerstamm studierte. Nach dem er 1949 wieder an die Ostküste zog, arbeitete Erikson zunächst in einer Klinik und nahm 1960 eine Professur an der Harvard University an, ohne jemals einen akademischen Abschluss erreicht zu haben. (vgl. Flammer 2009, S.95)

Von hier aus begann er viele seiner Werke zu veröffentlichen. Einige seien hier kurz benannt:

- Kindheit und Gesellschaft (1957)
- Einsicht und Verantwortung (1964)
- Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze (1959)
- Jugend und Krise (1968)
- Gandhis Wahrheit. Über die Ursprünge der militanten Gewaltlosigkeit (1969)
- Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. (1975)

Sein zunehmendes politisch- weltanschauliches Interesse, vor allem hinsichtlich Rassenhass, Radikalismus und Ausbeutung wurde in seinen folgenden Werken deutlich. Bis zu seinem Ruhestand 1970 engagierte er sich, nicht immer ohne Kritik, für den Humanismus und die Bekämpfung der Unterdrückung. In den 80iger Jahren hielt er trotz steigenden Alters Vorträge und reiste durch Amerika. 1994 starb er in einem Seniorenheim in New Haven.

In seine Werken flossen seine vielen kulturellen und gesellschaftlichen Erfahrungen ein. Nicht zuletzt seine eigene bewegte Jugend, in der er auf der ständigen Suche nach seinem eigenen Selbst war, führte dazu, dass die Thematik der Identität und Identitätsstörungen immer wieder einen bedeutenden Einfluss in seinen Werken fand.

Er erfuhr für seine Arbeiten und Werke, die weltweit gelesen wurden, viel Anerkennung und Würdigung. Neben Ehrendokortitel wurden Kliniken und Institutionen nach ihm benannt. (vgl. Conzen 1996, S.39ff)

1.2 Aktualität und Eignung der Theorie

Als Erikson in den 50iger Jahren sein psychosoziales Entwicklungsmodell veröffentlichte, prägte er damit die Bedeutung der Identität und deren Findungsprozess, so dass sein Modell Ausgangspunkt und noch heute Grundlage für vielseitige Diskussionen über Definition, Ausprägung und Stellenwert in der menschlichen Entwicklung ist.

Eriksons Theorie hat trotz einiger Kritik bis heute Bestand. Er übernahm das Phasenmodell Sigmund Freuds und erweiterte dieses. Er geht von einer lebenslangen Entwicklung aus und entfernte sich damit von dem Freudschen Fokus auf die frühkindliche Entwicklung. Weiterhin bezieht er soziale Einflussfaktoren in die psychische Entwicklung ein, womit das Modell auch für Sozialisationstheorien relevant ist. Erikson betrachtet die Entwicklung als einen individuellen Prozess, den jeder, abhängig von seinem sozialen Umfeld und biografischen Erfahrungen bestreitet. Einen besonderen Fokus legt er dabei auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen in der Adoleszenzphase.

Kritik wird in der Ausarbeitung der einzelnen Phasen geübt. Erikson beschränkt sich sehr auf die Beschreibung der einzelnen Konflikte und Lösungsformen, so dass die eigentlichen psychologischen Zusammenhänge, wie beispielsweise im Einzelnen Identitätsdiffusionen entstehen, in den Hintergrund treten.

Zudem lässt er ökonomische und gesellschaftliche Bedingungen und auch geschlechtliche Unterschiede unbeachtet.

Kritisch zu betrachten ist auch, dass Eriksons Theorie hinsichtlich der Gesellschaft sehr konformistisch wirkt. Es scheint paradox, wenn er einerseits der Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit die Anpassung an den gesellschaftlich vorherrschenden Normen und Werte voraussetzt, aber andererseits von einem autonomen und selbstbestimmenden Individuum ausgeht. Der Hintergrund dafür könnte sein, dass er hauptsächlich in den 60igern Jahren geschrieben hat. Während zu Eriksons Zeit die Gesellschaft normativ gradlinig war, charakterisiert sich die heutige Gesellschaft durch Schnelllebigkeit, Flexibilität und Vielseitigkeit.

Globale Medien erweitern den Zugang zur multikulturellen Welt und zu Gemeinschaften außerhalb des eigenen sozialen Umfeldes. Die Gesellschaft

an sich hat sich weiterentwickelt und verändert. Geradlinige Lebensperspektiven und vorherrschende Tugenden sind der heutigen Vielfalt gewichen. Die Gesellschaft hat sich weiterentwickelt und verändert. Es stellt sich demnach die Frage, inwiefern Eriksons Entwicklungstheorie in der heutigen Zeit noch eine berechtigte Anwendung finden kann.

Postmoderne Autoren wie Gergen stellen das Modell von Erikson in Frage, da die gesellschaftlichen Bedingungen zu seinen Schaffenszeiten nicht mehr den heutigen entsprechen. So distanzieren sie sich auch von seinem Identitätsverständnis. In der postmodernen Welt ist die Ausbildung einer „individuellen Grundlage, der man sich treu bleibt“ (Gergen 1996, S.230) sehr schwierig und nicht mehr sinnvoll. Sie gehen von einer Identität aus, die sich stetig wandelt und den Gegebenheiten anpasst.

Gefahr hierbei ist jedoch, die Frage nach dem eigenen Sein, nie beantworten zu können, so dass ein Weg gefunden werden muss, trotz der vielen Anpassungen, eine Einheitlichkeit in seiner Persönlichkeit finden zu können. Theoretische Ansätze dazu haben beispielsweise Howard und Bruner in einem narrativen Ansatz gefunden. (vgl. Storch 1999, S.70ff Internetquelle)

Die Kritik an der zeitlichen Aktualität von Eriksons Theorie ist berechtigt, stellt ihre Gültigkeit aber nicht in Frage. Daher habe ich mich für das Entwicklungsmodell von Erikson entschieden, zudem er die Grundlagen der Identitätsfindung in einem allgemein verständlichen und übergreifenden Verständnis erläuterte. Sein Fokus auf die Identitätsentwicklung und vor allem den Identitätsstörungen in der Adoleszenz dienen als theoretische Grundlage meiner Arbeit. Das Modell ist gut in der Praxis anwendbar. Eriksons Einschluss von verschiedenen Einflussfaktoren, macht eine individuelle Analyse des Klienten möglich, der eine Einordnung in eine der Phasen folgt. Dies ermöglicht zum Einen, Ursachen für das Problemverhalten zu erkennen und zum Anderen, gezielte Interventionen zu entwickeln, die die Krisenbewältigung unterstützen. Auch wenn seine Arbeit nicht mehr auf aktuelle Bedingungen zurückzuführen ist, bin ich der Meinung, dass, wenn man sich dieser Tatsache bewusst ist, seine Theorie nach wie vor anwendbar ist. Seine teils unspezifischen Erklärungen zu den beeinflussenden Prozessen, geben den nötigen Spielraum, seine Theorie an die heutigen Bedingungen anzupassen.

Besonders vertrete ich sein Identitätsverständnis, welches vor allem in der heutigen schnelllebigen Zeit wieder an Aktualität gewinnt. Ich denke, wenn das Umfeld stetigen Veränderungen und Instabilität unterworfen ist, wird eine stabile bewusste Identität besonders wichtig. Das Unverwechselbare der eigenen Person und das Bewusstsein darüber, machen eine individuelle Abgrenzung doch erst möglich. Zudem schließt Erikson angepasste Handlungsmethoden in angemessenen Situationen nicht aus, nur sind diese immer auf die eigenen Persönlichkeitsvorstellungen zurückzuführen.

So komme ich zu dem Schluss, dass Eriksons Modell, unter Beachtung der gesellschaftlichen Veränderungen, nach wie vor Bestand und eine Anwendungsberechtigung hat. Zusammen mit den grundlegenden Erkenntnissen, die er geschaffen hat, die Spezialisierung auf die Krisen der Adoleszenzphase und die Anwendung auf die Praxis werde ich seine Entwicklungstheorie als Grundlage meines Erklärungsmodells nutzen.

1.3 Prinzipien und Leitgedanken des Eriksonschen Entwicklungsmodell

Erikson übernahm Freuds Phasenmodell, orientierte sich jedoch nicht so sehr an der Libido Entwicklung, sondern setzt den Schwerpunkt auf die Entwicklung der persönlichen und sozialen Ich-Identität.

Er betrachtet dabei das ICH im Verhältnis zur Gesellschaft. Er geht von drei Prozessen aus, die auf die Entwicklung des Menschen wechselseitig Einfluss nehmen: 1. der somatische/ körperliche Prozess 2. der Innerpsychische bzw. der Ich-Prozess und 3. der soziale, kulturelle und gesellschaftliche Prozess. Der Mensch und die Gesellschaft sowie Beziehungs- und Umwelterfahrungen regulieren sich in der Entwicklungsaufgabe also gegenseitig. Erikson entfernt sich damit von Freuds Theorie, die sich ausschließlich auf das Innenleben, insbesondere auf den Antrieb durch den sexuellen Trieb des Menschen konzentrierte. (vgl. Conzen 1996, S.83ff)

Weiterhin geht Erikson von einer lebenslangen Entwicklung aus, die geprägt ist durch acht Entwicklungsphasen, die sich an dem Lebensalter bzw. den Lebensabschnitten orientieren. Jede Phase charakterisiert sich durch einen „typischen“ Konflikt und damit verbundene Aufgaben. Die Bewältigung bedingt die Ausprägung einer neuen Haltung zu sich selbst und der Welt. Das bedeutet

auch, dass jede neue Phase ein neues Niveau der sozialen Interaktion und Fähigkeiten voraussetzt. Da die Phasen aufeinander aufbauen, ist die Bewältigung Voraussetzung für den Übertritt in eine neue Entwicklungsphase. Treten Störungen auf bzw. kann ein Konflikt nicht gelöst werden, kommt es zu Entwicklungsstörungen und somit auch zu Identitätsproblematiken. Erikson geht dabei nicht davon aus, dass jede Phase „perfekt“ gelöst wird, entscheidend für eine „normale“ Entwicklung ist, dass negative Qualitäten von positiven überwogen werden.

Im folgenden seien die Phasen, in Anlehnung an die Literatur von Fend (2005) und Flammer (2009) kurz beschrieben.

1.3.1 Die acht Entwicklungsphasen nach Erikson

I. Ur-Vertrauen versus Ur-Misstrauen

Die erste Lebensphase bezeichnet Erikson als *Ur-Vertrauen versus Ur-Misstrauen*.

In dieser Phase entwickelt der Säugling ein fundamentales Vertrauen in seine Umwelt und sich selbst, in dem die Bezugsperson, meist die Mutter, liebevoll und konsequent die Bedürfnisse des Säuglings, wie Hunger, Durst und Liebe, befriedigt.

Konflikt in dieser Phase ist eine erste Entwöhnung, kurze Trennungen von den Bezugspersonen und Aufschub einiger Bedürfnisbefriedigungen. Das trotzdem konsequente Erleben von Zuverlässigkeit und Beständigkeit stärkt das Urvertrauen in sich selbst und in die Umwelt.

Die Ausbildung des Vertrauens beruht demnach auf interaktive Prozesse und ist nicht angeboren. Daher ist es jedoch auch möglich, dass der Säugling durch zu wenig Liebe und Zuwendung bereits im ersten Lebensjahr ein Misstrauen entwickelt, was in den späteren Lebensjahren zu Rückzugtendenzen, Hospitalismus und Depressionen führen kann.

II. Autonomie versus Scham/Zweifel

Gelingt es dem Säugling Urvertrauen aufzubauen, fällt es ihm im Kleinkindalter leichter seine Umwelt zu erkunden. So ist die Herausforderung in der zweiten Lebensphase, (2. und 3. Lebensjahr), die Erfahrung zu machen, dass man Dinge alleine bewältigen kann. Dieser Explorationsdrang verleiht ein gesundes Gefühl von Autonomie und festigt das Selbstwertgefühl. Die reine Form der Abhängigkeit geht verloren und die Ausbildung eines eigenen Willens wird deutlich. Verhindern Eltern das Erkundungsbedürfnis, bekommt das Kleinkind kein Gefühl für Selbstkontrolle, es wird zwanghaft und leidet unter Scham und Zweifel, da es seine Fähigkeiten nicht einschätzen kann.

III. Initiative versus Schuldgefühl

Das neu gewonnene ICH- Gefühl wird in der nächsten Phase weiter differenziert. Erikson nennt diese Phase im vierten und fünften Lebensjahr Initiative versus Schuldgefühl. Das Kind entdeckt, dass es durch Eigeninitiative die Umwelt erkunden kann, ist neugierig, fragt und untersucht alles für ihn neue und interessante. Die Konfliktsituation entsteht durch Grenzüberschreitungen als Folge des Explorationsdranges und der daraus resultierenden Schuldgefühle. Die Lösung des Konflikts erfolgt durch Austesten und Übernahme von Ideal-Rollen. Orientierungspunkte sind hierbei vor allem die Eltern oder institutionelle Personen wie Polizisten, Helden oder Astronauten. Eine ungenügende Krisenbewältigung kann im späteren Lebensverlauf zu Schuldkomplexen oder Übergewissenhaftigkeit führen.

Die Krise sollte mit der Erkenntnis enden, dass Initiative Grundlage eines jeden Tuns ist, dieses sich jedoch in einem realistischen Streben und Umsetzen wiederfinden sollte.

IV. Werksinns versus Minderwertigkeitsgefühl

Die nächste Phase beginnt meist mit dem Eintritt in die Schule. Das Kind im Alter von sechs bis elf Jahren steht der Herausforderung der Erfahrung von eigenem Erfolg und Misserfolg entgegen. In dieser Phase steht die Lernbereitschaft im Vordergrund. Der Schultag ermöglicht die Erkenntnis, sich Anerkennung durch Fleiß und Herstellungen von eigenen Dingen zu gewinnen. Das Kind setzt sich weiter mit der Realität und seinen Herausforderungen

auseinander, wie zum Beispiel Lesen und Schreiben, Integration in die Schulklasse, Identifikationen mit Gleichaltrigen, Anpassen seiner Phantasien an die vorgegebenen Gesetze und Erkennen von Zusammenhängen. Das Kind drängt danach, seinen Werksinn auszuleben und zu demonstrieren, Dinge durch Fleiß und Beharrlichkeit fertig zu stellen und dafür Anerkennung zu erlangen. Hier besteht immer die Gefahr von Enttäuschungen, entweder durch sich selbst und/oder durch andere. Das entstehende Minderwertigkeitsgefühl kann bis zu einem gewissen Maße kompensiert werden und auch notwendig für die Entwicklung einer Frustrationstoleranz sein. Erfährt das Kind zu oft Enttäuschungen und zu wenig Anerkennung, kann sich eine Arbeitssucht, eine Abhängigkeit zu Bezugspersonen (Lehrer, Gleichaltrige), aber auch eine Arbeitsscheu, Neid, Aggressionen und Leistungsversagen entwickeln. Ein Ungleichgewicht zwischen Erfolg und Misserfolg hat zudem enormen Einfluss auf den Verlauf der folgenden Phase, der Identitätsentwicklung.

V. Identität versus Identitätsdiffusion

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität erfolgt im Jugendalter, Adoleszenz oder auch Pubertät genannt. Im Alter von 11- 18 Jahren setzt der Jugendliche sich erstmals bewusst mit seiner Identität auseinander und sucht seine Rolle in der Gesellschaft. Alle bisher bewältigten Erfahrungen wie Vertrauen, Autonomie, Initiative und Werksinn müssen vereint werden und mit den neuen Begebenheiten, wie den starken körperlichen Veränderungen, vor allem hinsichtlich sexueller Triebe, neue Erwartungen an sich selbst und die Umwelt, vereint und angepasst werden. Der Jugendliche erkundet seine neue soziale Rolle auf der ständigen Suche nach Perspektiven, mit denen er sich identifizieren kann. Er sucht etwas Beständiges, Eigenes, das ihn vertrauenswürdig für andere und sich selbst treu sein lässt. Eine bedeutsame Rolle nimmt in dieser Phase die Gesellschaft ein. Die Herausforderung besteht darin, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden, ohne dabei seine persönlichen Überzeugungen zu unterdrücken. Das Vertrauen in sich und die Umwelt muss neu erkannt und gefestigt werden.

Die Vielzahl der Identifikationsangebote und der Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz geben Platz für Konflikte und Krisen. Die Identitätsfindung ist kein gradliniger Prozess sondern geprägt von Ausprobieren, Unzufriedenheiten und

Fehlentscheidungen. Diesen Zustand bezeichnet Erikson als Identitätsdiffusion, die Teil des normalen Entwicklungsprozesses ist. Gelingt die Krisenbewältigung jedoch nicht, besteht die Gefahr einer „ewigen Pubertät“, das heißt einer dauerhaften Abhängigkeit von Vorbildern, Unbeständigkeiten, Ruhelosigkeit, schneller Begeisterungsfähigkeit und schneller Begeisterung für gravierende Veränderungen.

VI. Intimität versus Isolierung

Die Findung der Identität ist Maßstab für die darauffolgende Phase, *Intimität versus Isolierung*, im jungen Erwachsenenalter. Die Herausforderung besteht hier, sich auf Intimität und eine tragbare feste Partnerschaft einzulassen, ohne sich dabei selbst zu verlieren, sondern vielmehr um sich weiterentwickeln zu können. Das Gelingen ist abhängig von der Stabilität des Identitätsgefühls und der Fähigkeit, sich selbst treu bleiben zu können. Ein Nicht-Gelingen führt zu Isolation und Distanzierung zu potenziellen Partnern. Nicht selten sucht sich der junge Erwachsene dann auch Partner, die gegensätzlich zu den eigenen Vorstellungen sind. Soziale Beziehungen im Allgemeinen gestalten sich häufig kühl, berechnend und einheitlich.

VII. Generativität versus Selbst-Absorption

Das mittlere Erwachsenenalter bezeichnet Erikson als Phase der Generativität versus Selbstabsorption. Die Lösung des Intimitätskonfliktes schafft die Bereitschaft zur Generativität, das heißt, sich auch auf andere Menschen zu konzentrieren, das Bedürfnis, sein Wissen und seine Erfahrungen weiterzugeben und anderen damit zu helfen, sei es bei der Gründung einer Familie oder der Berufswahl. Lebensentwürfe werden in die Tat umgesetzt und ausgelebt. Sind in der Vergangenheit bereits unzureichende Konfliktlösungen aufgetreten, zeigt sich statt der Generativität eher eine Selbstabsorption, die sich als eine narzisstische Konzentration auf die eigene Person zeigt.

VIII. Integrität versus Lebensekel

In der letzten Lebensphase beginnt die Reflexion des eigenen Lebens und die Frage nach einem erfüllten Sein. Der Erwachsene betrachtet nun mehr sein individuelles Leben in Verbindung mit geschichtlichen Abläufen. Es entsteht ein

Interesse an Menschen aus der Vergangenheit. Deren Lebensabläufe werden mit den eigenen in Bezug gesetzt und verglichen. Gelingt keine Integrität, meist aus Unzufriedenheit über das eigene Leben, entwickelt sich eine Abneigung gegenüber anderen Menschen. Der Erwachsene leidet unter einer starken Verzweiflung, weil vieles nicht rückgängig gemacht werden kann und die Zeit nicht ausreicht um noch etwas zu verändern.

Die Auseinandersetzung mit den einzelnen Phasen ist Grundlage für das Verständnis des Identitätsfindungsprozesses. Vor allem in Bezug auf das Hauptthema dieser Arbeit ist es von großer Bedeutung, Vorgänge und eventuelle Störungen in vorangegangenen Phasen zu erkennen und mit einzubeziehen.

Grundlage soll jedoch die Identitätsentwicklung sein. Daher werde ich im folgenden die Identität und den Findungsprozess nach Erikson ausführlicher erläutern.

1.4 Identität

„Im sozialen Dschungel der menschlichen Existenz gibt es ohne Identitätsempfinden kein Gefühl des Lebendigsein“ (Erikson in Gergen 1996, S.77)

So kurz und einfach das Wort Identität auch klingen mag, eine einheitliche Definition des Wortes gibt es so nicht. So vielfältig die Fachbereiche sind, in denen der Identitätsbegriff verwendet wird, sind auch die Definitionen. Doch kein Bereich beschäftigt sich wohl so intensiv mit der Identität wie die Soziologie und die Psychologie. Neben der Definition findet man vielseitige Diskussionen und Ansätze zur Bedeutung und Entwicklung der Identität. Eine Aufzählung aller Ansichten und Theorien würde den Rahmen dieser Arbeit übersteigen, jedoch möchte ich einen kurzen Überblick über den Identitätsbegriff jenseits von Erikson geben.

Zusammenfassend lässt sich die Identität in zwei Komponenten aufteilen. Zum einen in das „private Selbst“ oder die „persönliche Identität“, die aus dem Zusammenhang aller Lebenserfahrungen konstruiert wird und so das SELBST charakterisiert.

Zum anderen spricht man von einem „sozialen Selbst“ oder einer „sozialen Identität“, welche dem Individuum von außen zugeschrieben wird. Der Psychologe G.H. Mead spricht hier von „looking-glass-self“, was soviel bedeutet wie, sich durch die Brille der anderen zu betrachten.

Die Psychologie spricht hinsichtlich Identität von Selbstkonzept oder Selbstbild. Hier bildet das Selbstwertgefühl und die Selbstwahrnehmung die Vorstellung über das eigene Selbst.

Der Soziologe J. Habermas hingegen setzt die Identitätsentwicklung mit der Entwicklung des moralischen Urteils gleich. Er unterscheidet die Rollen-Identität und die Ich-Identität, die während der Adoleszenz ausgebildet werden. Jugendliche orientieren ihre Identität danach entweder an vorgegebenen gesellschaftlichen Rollen und Traditionen und übernehmen diese oder sie entwickeln sich auf einer Ebene der „post-konventionellen“ Moral, sprich, sie streben nach Autonomie und verändern die sozialen Regeln nach ihren Bedürfnissen.

Eriksons Definition der Identität kann als ganzheitliches Konzept betrachtet werden, da er neben den psychologischen Betrachtungen der Identität auch die sozialen mit einbezieht. „Der Begriff ‘Identität’ drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst“ (Erikson 1995, S.124) Eine einheitliche Definition für Identität ist bei Erikson jedoch kaum zu finden. Er hat unter vielen verschiedenen Aspekten (Biografie, Theorie, Umwelt) die Identität beschrieben, so dass es fast unmöglich ist, eine kurze aussagende Formulierung zu verfassen. Er beschreibt Identität zum Einen als ein bewusstes Gefühl, zum Anderen als ein unbewusstes Gefühl von Kontinuität des eigenen Selbst. Die Identitätsfindung unterliegt der „Ich-Synthese“ und der Identifikation mit Idealen und Solidarierungen von Gruppen. Der Begriff Identität findet bei Erikson sowohl psychologisch als auch soziologisch Anwendung. Zudem

verwendet er verschiedene Begriffe wie „Identitätsgefühl“, „persönliche Identität“, „Ich-Identität“, „Selbst-Identität“, die teils nicht klar voneinander abgegrenzt sind. Auch Freuds Unterscheidung von SELBST und ICH übernimmt er nicht und verwendet die Begriffe synonym.

Charakteristisch für Erikson ist jedoch seine Identitätsbeschreibung als „ein Gefühl“. Er spricht speziell von einer Ich-Identität, die er als „Zuwachs an Persönlichkeitsreife“ bezeichnet und die sich aus dem Verstehen aller Kindheitserfahrungen heraus entwickelt und Lösungsstrategien für das Erwachsenenleben konzipiert. (vgl. Erikson 1995, S. 123ff) Er beschreibt Identität als „[...] ein Gefühl der Identität, d.h. der Kontinuität und Einigkeit mit sich selbst zu verstehen. Dieses Gefühl der Identität wird durch Interaktionen mit anderen und im Kontext der eigenen Kultur gebildet [...]“ (Erikson in Flammer/ Alsaker 2002, S.157).

Mit der Frage „Wer bin ich?“ stellt Erikson die Phase der Adoleszenz als wichtigste hinsichtlich des Identitätsverständnisses dar. Das Gefühl der Identität wird erstmals im Jugendalter bewusst, in dem sich der Jugendliche mit seinem Selbst und dem seiner Umwelt auseinandersetzt.

Eriksons Verständnis von Identität steht den Auffassungen der Postmoderne entgegen. Gergen, als führender Vertreter des postmodernen Identitätsverständnisses, stellt den Sinn und die Möglichkeit nach einer grundlegenden Identität und dem Streben nach einer Einheitlichkeit des Selbst in Frage. Er beruft sich dabei auf die bereits im Kapitel 1.2 beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen. „Die eigene Identität erweist sich fortwährend neu, umgeformt und anders ausgerichtet, während man sich durch das Meer der ständig wechselnden Beziehungen fortbewegt.“ (Gergen 1996, S. 230). Er revidiert damit die Voraussetzung der Kontinuität und ersetzt sie durch Flexibilität. Diese gegensätzliche Identitätsauffassung sei hier als kritische Anmerkung erwähnt. Da ich meine Auffassung zu dieser Diskussion bereits in 1.2 erläutert habe, sei dieser Exkurs hier beendet.

1.4.1 Identitätsfindung

„Ich bin nicht, wie ich sein sollte, ich bin nicht, was ich sein werde, aber ich bin auch nicht mehr, was ich war“ (Erikson)

Die Wurzeln der Identitätsfindung werden bereits in der frühen Kindheit gelegt. Wie Erikson in seinen Entwicklungsphasen beschrieb, erleben Kinder bereits in den ersten zwei Phasen Gegenseitigkeit in Beziehungen und bauen ein autonomes Selbstgefühl und Vertrauen in sich selbst und ihre Umwelt auf. In der dritten und vierten Phase werden diese Überzeugungen je nach sozialen Erfahrungen verstärkt. Die Bedeutsamkeit der Identifikation mit Rollen nimmt zu. Meist stammen diese aus der nahen sozialen Umwelt (Familie), institutionelle Personen, wie beispielsweise Feuerwehrmänner oder sind fiktiv, wie (Comic)Helden. Diese „Rollenspiele“ dienen bereits der Identitätsfindung. Kinder suchen jedoch nicht bewusst nach ihrer Identität, sondern sehen es vielmehr als Spiel, Ausleben der Phantasien und Ausprobieren der eigenen Fähigkeiten an.

Die bewusste Identitätsausbildung beginnt erst in der Adoleszenz. Sie beginnt dort, wo die bisherigen Kindheitsidentifikationen nicht mehr ausreichen, um sich mit der sozialen Umwelt zu identifizieren. Die Bedürfnisse verändern sich und neue Wege der Bewältigung und Befriedung müssen gefunden werden. (vgl. Erikson 1995, S. 140)

Kontinuität, Zugehörigkeit, Verantwortlichkeit, Vertrauen und Selbständigkeit sind dabei Voraussetzung für eine erfolgreiche Identitätsfindung, daher sollen diese als Orientierungspunkte dienen. (vgl. Hanselmann/Weber 1986, S.23ff)

Kontinuität und Integration

Identitätsfindung ist eine Synthese aller Identifikationen aus der Kindheit mit der Gegenwart und den Vorstellungen für die Zukunft. Erkenntnisse aus den vorangegangenen Phasen wie Vertrauen, Autonomie, Initiative müssen vereint werden. Die Integration aller Erfahrungen vermittelt das Gefühl von Kontinuität des eigenen Selbst, das Gefühl das im Leben etwas beständig ist, was die

eigene Person auszeichnet. Daraus ergibt sich eine neue Form der Identifikation, die Identität. Diese manifestiert sich durch Wettstreiten mit Gleichaltrigen und Zuschreibungen aus der Umwelt. Die „alten“ Identifikationen der Kindheit gehen dabei nicht verloren, sondern werden lediglich der „neuen“ Identität angepasst und untergeordnet. (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S.43f) Die Identitätsfindung ist dabei ein „Prozess“, der sich durch einen Dialog von Individuum und Gesellschaft gestaltet. Die Gesellschaft vermittelt dabei subjektiv bedeutsame Erfahrungen, die der Jugendliche aufnimmt. Des Weiteren schreibt die Gesellschaft dem Jugendlichen Eigenschaften von außen zu, die zur inneren Definition des Selbst des Jugendlichen beiträgt.

Das Individuum beeinflusst die Gesellschaft wiederum mit seinen Einstellungen, Meinungen und Ansichten. Die darauf folgende Reaktionskette von Gesellschaft und Individuum nehmen Einfluss auf die Identität.

Infolge dieses Prozesses findet der Jugendliche seine soziale Rolle in der Gesellschaft, in dem er sich mit seiner Vorstellungen des Selbst in die Gesellschaft integrieren kann. Die Integration in die Gesellschaft setzt dabei jedoch auch voraus, dass der Jugendliche die Möglichkeit hat und Initiative zeigt, sein Lebensfeld mitzubestimmen, Alternativen auszuprobieren und auch Dinge abzulehnen oder zu verändern. (vgl. Conzen 1996, S.56)

Zugehörigkeit, Vertrauen, Selbständigkeit

Die Gesellschaft unterteilt ich dabei in das soziale Umfeld, welches sich aus Familie, Schule/Ausbildung/Arbeit und Peergroups zusammensetzt und den allgemein gültigen gesellschaftlichen Normen und Werten und abweichend davon den Ideologien.

In dem sozialen Umfeld nimmt vor allem die Zugehörigkeit zu Peergroups eine wichtige Bedeutung ein. Umgangssprachlich auch Clique oder Gang handelt es sich hierbei um einen engen Freundeskreis, bestehend aus ungefähr Gleichaltrigen beider Geschlechts, der die gleichen Interessen, Meinungen und Ansichten teilt. Jugendliche nutzen diese Peergroups, um zum einen ihre Identitätsvorstellungen zu finden, zu messen und auszuprobieren. Weiterhin erklärte Erikson: „ So helfen sich die Jugendlichen für eine Weile durch diese unvertraute Lage [der Identitätsdiffusion] hindurch, indem sie Cliquen bilden und sich selbst, ihre Ideale und ihre Feinde zu Stereotypen vereinfachen“ (Erikson

1995, S.111) Erikson erklärt damit auch die Intoleranz und Radikalisierung einiger Jugendlichen bzw. Jugendgangs gegenüber anderen Kulturen, Gesellschaften und Einstellungen. Toleranz setzt seiner Meinung nach nämlich eine gefestigte Identität voraus, auf deren Suche die Jugendlichen noch sind.

Sich Peergroups anzuschließen oder zu gründen unterliegt demnach oft der Verfolgung von gemeinsamen Interessen. Nicht selten werden dabei bestimmte Ideologien verfolgt. Vor allem Ideologien gegenüber sind Jugendliche, laut Erikson, sehr aufgeschlossen. Jugendliche suchen nach einem Weltbild, das eine klare Lebensauffassung vermittelt, welche Orientierung gibt und mit dem sich junge Menschen identifizieren können. Mittels Überzeugungen, Musik, Symbolen und bestimmten Klamottenstilen wird ein Gemeinschaftsgefühl geweckt, was Jugendlichen die notwendige Sicherheit gibt. Ideologien finden sich heute beispielsweise in politischen oder kulturellen Orientierungen wieder, die sich in bestimmte „Szenen“ wie Punk, Rechts, Raver oder Gothic aufteilen. Die Vielfalt der sogenannten Subkulturen differenziert sich stetig. Dabei muss nicht immer der extreme Weg der Subkultur bestritten werden. Gemeinsamkeiten wie Sport, Musik oder andere Hobbys können ebenso die Funktion einer Ideologie erfüllen.

Dabei ist das Wort Ideologie, vor allem in der heutigen Gesellschaft, negativ besetzt, da es häufig mit extremem Ausführen und Ausleben verbunden wird. Erikson geht jedoch davon aus, dass eine Polarisierung auf der Stufe einer individuellen Entwicklung ein „normales“ Bedürfnis ist. „Die Jugend braucht eine Grundlage für ihre negativen und positiven Einstellungen in Gestalt von ideologischen Alternativen, die mit der vorhandenen Skala der Alternativen für die Identitätsbildung in lebendiger Beziehung stehen.“ (Erikson 1995, S. 203)

Weiterhin sind Peergroups Voraussetzung für einen weiteren wichtigen entwicklungspsychologischen Schritt: der Ablösung von den Eltern. Dies kann nur geschehen, wenn der Jugendliche sich neue vertrauensvolle Beziehungen in Form von Freunden aufbaut. (vgl. Fend 2005, S.304) Im Zusammenhang damit steht auch die Entwicklung der eigenen Selbständigkeit, die in enger Verbindung mit dem Selbstbewusstsein steht. Der Jugendliche möchte Dinge, Stadtbesuche, Einkaufen, Weggehen alleine bestreiten und eigene Entscheidungen hinsichtlich seiner Lebensführung treffen. Er möchte das Gefühl haben, selbständig etwas leisten und beeinflussen zu können. Die Eltern

sollten dabei genügend Freiraum, aber auch die nötige Unterstützung geben. „Eine höhere Form des Vertrauens muss jetzt entstehen: das Vertrauen in sich selber, die Treue zu sich selber und zu dem, was man für das Eigene und Eigentliche an sich selber hält.“ (Fend 2005, S.406)

Ob nun in Form von Mitgliedern der Peergroups, des sozialen Umfeldes oder von Ideologien, Jugendliche brauchen Ideale und Vorbilder, nach denen sie sich richten und entwickeln können. Sie gleichen ihre eigenen Vorstellungen denen ihrer Vorbilder an und entwickeln daraus eine eigene Identität. Dabei verändert sich die Sichtweise des Jugendlichen. Die Bedeutung des Erscheinungsbildes nach außen nimmt zu, Jugendliche sehen ihr Selbst differenzierter. Die Ausbildung eines idealen Selbst gibt die Möglichkeiten, zu erkunden, wie man selbst sein möchte. Die Reflektionen von außen beeinflussen die Selbstdefinition und im Zusammenhang mit den Erkenntnissen über die eigenen Fähigkeiten und Grenzen entwickelt sich das Bewusstsein über das wahre Selbst. In einem ständigen Dialog der beiden Formen des Selbst, kann Realität von Idealität getrennt werden und die wirkliche Identität wird bewusst. (vgl. Fend 2005, S.415)

Verantwortung

Die Auseinandersetzungen mit Themen, wie berufliche Zukunft, Peergroups, Intimität, Politik und Religion ect. führen dazu, dass der Jugendliche eine eigene Stellung bezieht und Verantwortungen in Entscheidungen diesbezüglich übernimmt. Dies ist Voraussetzung für die Integration in die Gesellschaft, die dem Jugendlichen das Gefühl von Loyalität, Treue, Verwurzelung und damit Wohlbefinden, Zufriedenheit, Selbstachtung und Zielstrebigkeit vermittelt. (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S.43)

Erikson forderte für die Phase der Identitätsfindung in der Adoleszenz ein psychosoziales Moratorium, einen Zeitraum, in dem den Jugendlichen zwar Rechte des Erwachsenenenseins zustehen, sie dafür jedoch keine volle Verantwortung übernehmen müssen. Er appelliert damit vor allem an die soziale Umwelt des Jugendlichen, verständnisvoll mit dieser krisenbehafteten Zeit umzugehen und nicht nachtragend zu sein. Für Jugendliche bedeutet dieses Moratorium ein erweiterter Handlungs- und Erfahrungsraum, in dem sie

sich ungestört austesten und ihre Identität finden können. Erikson warnt aber auch vor der Gefahr, Jugendlichen mit diesem Moratorium einen zu großen Raum der „Narrenfreiheit“ zu verschaffen und sie so nicht ausreichend ernst zu nehmen. Dies hätte die Spätfolge, dass Jugendliche keine ehrlichen Reaktionen auf ihre Person erfahren würden und die Identitätsausbildung fehlerhaft würde. (vgl. Flammer/Alsaker 2002, S.159)

Eriksons Schüler Marcia griff die Ansätze der jugendlichen Entwicklung auf und erweiterte diese mit empirischen Belegen. Anhand von Leitfadenterviews mit Jugendlichen verknüpfte er gewissermaßen die Konzepte der Entwicklungsaufgaben und der Identität. Während er Prozesse der Ziel- und Normorientierung hinsichtlich entscheidungswichtiger Aufgaben (familiäre, berufliche Zukunft, Weltanschauung, Geschlechterrolle) untersuchte, beobachtete er dabei auch die Entwicklung der Identität unter Einfluss von Überzeugungen und Verpflichtungen. Er manifestierte so vier verschiedene Identitätszustände. Er unterscheidet zwischen einer vorschnell übernommenen Identität, einer diffusen Identität, einer kritischen Identität und einer erarbeiteten Identität. Sein Augenmerk liegt dabei vor allem auf die Auseinandersetzung mit Entwicklungsaufgaben (vgl. Fend 2009, S.101) Marcia sieht die Zustände als Abfolge an, die jedoch nicht zwangsläufig durchlaufen werden müssen. Idealer Zustand ist dabei die erarbeitete Identität, während das Verbleiben in einer diffusen Identität pathologische Züge annehmen könnte. Die übernommene und kritische Identität sind dabei klassische Zustände in der Adoleszenz, deren Entwicklung jedoch notwendig für eine stabile Identität ist.

1.4.2 Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz

Die Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen wurden 1972 erstmals von Havighurst beschrieben und untersucht. Er geht davon aus, dass die Bewältigung der Aufgaben von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird. Er unterscheidet dabei biologische Veränderungen innerhalb des Organismus, wie zum Beispiel die Pubertät, Anforderungen die gesellschaftlicher Natur sind und individuelle Zielsetzungen in Verbindung mit eigenen Werten und Normen. In der Auseinandersetzung und Bewältigung der Entwicklungsaufgaben bildet und

festigt sich die Identität. Entwicklungsaufgaben verdeutlichen, dass die Identitätsfindung kein passiver Prozess ist, sondern durch aktive Interaktionen mit sich und seiner sozialen Umwelt. (vgl. Fend 2005, S. 210) Eine Aufgabe ist auf der einen Seite von der Gesellschaft vorgegeben, teils freiwillig, teils notwendig. Auf der anderen Seite können sich Aufgaben auch aus den persönlichen Zielen und Vorstellungen heraus bilden. Entwicklungsaufgaben verfolgen demnach das Ziel, den Lebenslauf des Jugendlichen zu gliedern und Sozialisationsziele zu setzen.

Auch wenn Erikson nicht konkret von Entwicklungsaufgaben als solchen sprach, sind sie, laut seiner Identitätsfindungstheorie, wesentlicher Bestandteil des Prozesses, denn auch er ging von einer ähnlichen wechselseitigen Beeinflussung im Identitätsprozess aus. Der Stellenwert der Entwicklungsaufgaben sollte daher auch in seinem Sinne wichtig sein.

Diese lassen sich in drei Bereiche unterteilen, in denen die Bewältigung der Aufgaben stattfindet.

Der intrapersonale Bereich betrifft vor allem alle biologischen und physischen Veränderungen des Jugendlichen während der Adoleszenz. Zunehmend wird die weibliche bzw. männliche Geschlechtsrolle wahrgenommen und das Verhalten und das Verständnis seines Selbst danach ausgerichtet. Die neuen körperlichen Erscheinungen müssen akzeptiert werden und der Jugendliche beginnt, seinen Körper auch bewusst einzusetzen.

Daneben gehört auch das Austesten der Selbständigkeit dazu. Das Bedürfnis eigene Entscheidungen, hinsichtlich der Lebensgestaltung, treffen zu können, ist ein wichtiges Kriterium für Jugendliche. Daraus folgt auch die eigene Erkenntnis, wie man selbständig im Alltag klarkommt (alleine zu hause bleiben, alleine weggehen, in den Urlaub fahren, Geld selbst verwalten).

Der interpersonale Bereich beinhaltet alle sozialen Beziehungsgefüge des Jugendlichen. Der Aufbau von Beziehungen fokussiert sich nun mehr auf Gleichaltrige. Die funktionale Differenzierung des männlichen und weiblichen Geschlechts nimmt zu. Gleichzeitig strebt der Jugendliche an, eine emotionale Unabhängigkeit von den Eltern und anderen Erwachsenen zu erreichen.

Aus den beiden Bereichen entwickelt der Jugendliche eine Vorstellung über seine familiäre und berufliche Karriere und trifft notwendige Vorbereitungen.

In diese Entwicklung nimmt auch der dritte Bereich, die kulturell-gesellschaftliche Aufgabe, einen bedeutenden Stellenwert ein. Die von der Gesellschaft vorgegebenen Werte und Normen werden verinnerlicht und gelten als Richtlinie für Verhalten und Auftreten. Im Zuge dessen wenden sich Jugendliche einer Ideologie zu, die ihnen eine soziale Verantwortung für ihr Handeln vermittelt. (vgl. Fend 2005, S.211f)

Die Bewältigung der Aufgaben sollte täglich anhand konkreter Handlungen und in einem konkreten Umfeld mit konkreten Personen stattfinden. Das soziale Umfeld nimmt auch hierbei eine wichtige Rolle ein.

Dies zeigt sich im „Konstanzer Längsschnitt Modell“ in dem Ressourcen der produktiven Problemlösung dargestellt werden. Die Bewältigung alterstypischer Entwicklungsaufgaben steht in einem wechselseitigen Einfluss von sozialen Ressourcen, wie elterliches Stützsystem und außerfamiliäre Netzwerke, und persönlichen Ressourcen wie soziokognitive Kompetenzen und der Ich-Stärke. Leistungserfolge und soziale Erfolge nehmen dabei ebenfalls gegenseitig Einfluss auf die Lösung der Aufgabe. (vgl. Fend 2005, S.214)

1.4.3 Identitätsdiffusion

Ausgehend davon, dass die Identitätsentwicklung von vielen Faktoren und Wechselbeziehungen abhängig ist, ist sie daher auch sehr störanfällig. Entwicklungstypische Krisenzustände beschreibt Erikson als Identitätsdiffusion, abweichende Zustände als pathologische Störungen.

Die Identitätsfindung in der Adoleszenz zeichnet sich vor allem durch vermehrte Konflikte aus. Charakteristisch ist vor allem eine Labilität der Selbstüberzeugung, andererseits aber auch durch ein hohes Energiepotential für Veränderungen. Die Krisenbewältigung gestaltet sich jedoch nicht, im Vergleich zu psychotischen Krisen, mit Resignation oder sozialer Isolation, sondern sie ist abhängig von der Peergroup und den Erfahrungen und Fähigkeiten der Krisenbewältigung in den vorangegangenen Phasen der Kindheit. (vgl. Erikson 1995, S.147)

Identitätsdiffusion beschrieb Erikson in früheren Schriften als Rollendiffusion. Diese entwickelt sich aus einer Unfähigkeit heraus, seine soziale Rolle in der Gesellschaft zu finden. Daher wird sie in einigen Literaturen (z.B. Pauls 1990) auch als Vorstufe für die Identitätsdiffusion gesehen. Identitätsdiffusion oder auch Identitätsverwirrung wird einheitlich als krisenhafte Entwicklungsstörung in der Identitätsfindung beschrieben. Erikson beschreibt sie auch als ein Entwicklungsstillstand im Übergang ins Erwachsenenalter. Dies zeigt sich in regressiven Symptomen, wie der Rückzug aus der Lebensplanung, Misstrauen, Trägheit, Resignation, aber auch in herausforderndem, auffälligem und unkontrolliertem Verhalten. (vgl. Conzen 1996, S.234f)

Ursachen dafür könnten biografische und kulturelle Umstände sein, die es verhindern, eine eindeutig vertretbare Rolle in der Gesellschaft zu finden. Jugendliche demonstrieren „ihre Besonderheit“ dann häufig nach außen, in Form von auffälligen Kleidungen oder Verhalten. Meist geschieht das aus dem Hintergrund einer Peergroup heraus, so dass Fend davon ausgeht, dass der Jugendliche sich einer Gruppenidentität anschließt und sich nicht mit dem eigentlichen Selbst auseinandersetzt. Neben der Gruppenidentität ist auch eine Überidentifikation mit Erwachsenen oder Vorbilder möglich, die in verharrender Form zu psychopathologischen Störungen führen kann. (vgl. Fend 2005, S.407) Psychopathologische Störungen sind Folgen einer schweren akuten Identitätsdiffusion. Eine Zerstreuung des Ichs löst Zustände der Verwirrung und Verlusten aus. Ein andauernder Zustand führt nicht selten dazu, dass Jugendliche in Psychiatrien und Kliniken eingewiesen werden müssen. Diagnostiziert werden meist Störungen wie Depressionen, Schizophrenie, Paranoia und Border-Line-Syndrom.

Erikson unterscheidet verschiedene Formen der Identitätsdiffusionen anhand verschiedener Kriterien. So lässt sich bei dem Jugendlichen eine **Auflösung der Zeitperspektive** feststellen. Das bedeutet, dass er keine Vorstellungen über eine biografische Kontinuität und sein zukünftiges Sein hat. Eine andere Ausprägung kann sein, dass der Jugendliche sich kleinkindhaft und alt zugleich fühlt. Ein Gefühl von Zeitnot kann sich einstellen, so dass die Auffassung entsteht, in Adoleszenz muss man alles erlebt haben müssen, weil das spaßige

Leben danach vorbei ist. Im schlimmsten Fall, kann dies pathologisch werden und in Suizid enden.

Eine **Identitätsbefangenheit** zeigt sich in der Unfähigkeit sich als Selbst wahrzunehmen und darzustellen. Deutlich wird dies durch Blickvermeidungen und Formen der Überkonformität. Ursachen liegen hier in Gefühlen von Scham und Zweifel.

Ähnliches zeigt sich auch in einer problematischen Intimität. Die Angst vor einer Verschmelzung mit einem Partner verhindert einen konstruktiven Beziehungsaufbau. Folgen sind meist krampfhaftes Zurückhalten und Isolierungen von angemessenen Partnern. Oft fühlt sich der Jugendliche zu völlig unpassenden Mitmenschen hingezogen.

Ein häufiges Anzeichen einer Identitätsdiffusion ist die Flucht in eine **negative Identität (Pseudoidentität)**. Das Gefühl des eigenen Selbst wird in dem Gegenteil des von anderen erwarteten gefunden. Der Jugendliche zeigt dies meist durch Provokationen im Äußeren, durch Totalitäres und Kultiges. Ursache hierfür ist die Verachtung der erwarteten sozialen Rolle und auch die Verachtung der eigenen Herkunft. Das Aufzeigen und Betonen der negativen Rolle durch das soziale Umfeld führt nicht selten dazu, dass diese dem Jugendlichen damit umso näher gebracht wird. Jugendliche finden es leichter eine Rolle einzunehmen, von denen keine Erwartungen ausgehen, wie bei einer erwünschten sozialen Rolle.

Die negative Identität kann dabei verschiedene Ziele verfolgen. Zum einen als Rachemittel gegen die Eltern oder gegen die übertriebene Gesellschaft.

Diese Form der Identität kann jedoch auch pathologische Formen annehmen, So können Jugendliche zu einem totalitären Schwarz-Weiß- Denken neigen, in dem gegensätzliche Dinge nicht vereint werden können.. Zum Beispiel bezeichnen sie sich als „Niemand“, als ganz und gar schlecht und nur der Tod ist was Echtes. Häufig entstehen hier Suizidgedanken und Borderline-Symptome.

Durch zu hohe, teils unrealistische Erwartungen an das Ich, beispielsweise durch eine unzureichende Konfliktlösung in der vierten Phase, können sich **Arbeitslähmungen** zeigen. Konzentrationsstörungen und Leistungsschwäche sind dabei oft kein Grund von Nichtkönnen. (vgl. Conzen 1996, S.235ff)

2 Heim versus Identitätsausprägung

Die zuletzt beschriebenen Identitätsdiffusionen finden sich bei Jugendlichen im Heim oft in pathologischen Stadien wieder. Ursachen hierfür liegen meist nicht nur in der akuten Identitätsdiffusion, sondern die Grundsteine dafür wurden meist schon in den unzureichenden Konfliktlösungen der einzelnen Phasen während der Kindheit gelegt. Schließlich liegt der häufigste Grund für einen Heimaufenthalt von Jugendlichen in unzureichenden familiären Verhältnissen. Aus der Analyse von 197 Jugendhilfeakten, durchgeführt vom Forschungsprojekt JULE, lässt sich erkennen, dass der häufigste Grund für den Beginn eines stationären Aufenthaltes Störung der Eltern- Kind-Beziehung ist (67,5%). Weitere festgestellte Indikationen sind familiäre Kämpfe (54,3%), Vernachlässigungen (47,4%) und Gewalt/ Missbrauchserfahrungen (43,1%).

Die Auffälligkeiten der Kinder- und Jugendlichen sind dabei sehr verschieden. Zum Beispiel weisen 45,2% der Untersuchten Lern-/Leistungsrückstände auf. Aggressives Verhalten konnte bei 25,9% der analysierten Akten festgestellt werden. Weitere Verhaltensweisen wie abweichendes Verhalten, psychische Auffälligkeiten, Behinderungen, Suchtproblematiken und Hyperaktivität seien hier nur kurz benannt. (vgl. Günder 2007, S.34f)

Betrachtet man diese Vorerfahrungen entwicklungspsychologisch, lässt sich vermuten, dass die Kinder und Jugendlichen unter diesen Voraussetzungen kaum Chancen hatten, Krisen in den Entwicklungsphasen ausreichend zu lösen. Es ist davon auszugehen, dass die Identitätsentwicklung bereits im Kindesalter gestört wurde und in der Adoleszenz zu den auftretenden Verhaltensauffälligkeiten führt.

Der Arbeitsauftrag des Heimes ist es nun, dieser gestörten Entwicklung pädagogisch entgegen zu treten und mit gezielten Interventionen die Identitätsfindung zu ermöglichen.

Meine Vermutung geht dahin, dass der Heimalltag kaum Möglichkeiten gibt, die Entwicklungsaufgaben und Bedürfnisse eines Jugendlichen zu verstehen, zu bedienen, zu fördern und zu lenken.

Betrachtet man zusätzlich die Vermutung, dass Jugendliche im Heim auf Grund ihrer Kindheitserfahrungen negative Voraussetzungen für eine „normale“

Identitätsentwicklung mitbringen, wird die Bedeutung einer bewussten Identitätsarbeit im Heim noch deutlicher und anspruchsvoller.

Hinführend zur zentralen Fragestellung bietet es sich an, das Heim als Wohn- und Entwicklungsort der Jugendlichen darzustellen. Das Heim ist eine stationäre Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe und bietet dem Jugendlichen auf begrenzte Zeit einen Wohn- und Lebensort. Die rechtliche Einordnung der Heimerziehung findet sich im §34 SGB VIII, in dem auch sonstige betreute Wohnformen, wie Außenwohngruppe, betreutes Wohnen und Kleinstheime inbegriffen sind. Der Erziehungsauftrag ist laut §34 eine Entwicklungsförderung durch die Verbindung von Alltag und pädagogischen sowie therapeutischen Angeboten. Zielsetzung ist dabei die Rückführung in die Herkunftsfamilie, in eine andere Familie oder die Vorbereitung auf ein selbständiges Leben und einer beruflichen Zukunft. Dieser rechtlich festgelegte pädagogische Auftrag war nicht immer eine Selbstverständlichkeit in der Heimerziehung. Um das Heim in seiner heutigen Form und Bedeutung verstehen zu können, werde ich zusammenfassend einen Rückblick in die Geschichte des Heims geben.

2.1 Historischer Rückblick

Ein Blick auf die Historie der Heimunterbringung, lässt viele Veränderungen erkennen.

Das Heim fand seinen Ursprung im 16.Jahrhundert als ein kirchlich gestütztes Waisenhaus. Eine noch heute bekannte Diskussion über die Qualität und Quantität dieser Heime im Vergleich zu Pflegefamilien keimte bereits im 18.Jahrhundert auf. Vor allem die Zustände auf Grund konstanter Überbesetzung in den Häusern wurden kritisiert. Hintergrund war die Aufklärung, die den Wert des Kindes vielseitiger und mit mehr Bedeutung belegte. Fehlende angemessene Pflegefamilien riefen neue Anforderungen an Heime ins Leben. Rousseau und Pestalozzi legten die Grundsteine für eine liebevolle und verständnisvolle Erziehung von Kindern im Heim, was sich jedoch lange nicht in allen Heime durchsetzte. In den meisten Unterbringungen waren die Kinder nach wie vor Ordnung, Zucht und Zwang unterworfen. Daher waren auch eher Bezeichnungen wie Zwangserziehungsanstalt,

Fürsorgeerziehungsanstalt oder Jugendschutzlager üblich. Erst im 20. Jahrhundert prägte sich der Begriff Heim aus. Mit der zeitgleichen Reformpädagogik wurden auch Erziehungskonzepte geschaffen, die auf eine Spezialisierung hinsichtlich unterschiedlicher Problemlagen, ausgelegt werden sollten. Der Zwangscharakter blieb jedoch nach wie vor bestehen.

Erst in den 60iger Jahren wurden durch die „Heimkampagne“ die teils unmenschlichen Zustände in Heimen öffentlich gemacht. Es folgten neue Rahmenbedingungen und Maßstäbe für Heime. Dazu gehörten unter anderem die Verringerung der Gruppengröße, Abschaffung autoritärer Erziehungsmethoden und pädagogisch ausgebildete Fachkräfte mit einer tarifgerechten Entlohnung. Eine Heimaufsichtsbehörde und rechtliche Richtlinien sollen Missbrauch vermeiden.

Das Heim entfernte sich von dem Image einer Großanstalt und tendierte zu familienähnlichen Kleingruppen, in Form von Außenwohngruppen, Wohngruppen und Kinderhäusern. (vgl. Günder 2007, S.15ff)

Schon lange sind Heime nicht mehr nur Unterkunft für Waisen, sondern vielmehr für Kinder- und Jugendliche die aus den verschiedensten Gründen nicht mehr in ihrem familiären Haushalt leben können. Die verschiedenen Hintergründe und neue rechtliche Grundlagen erforderten mit den Jahren auch immer mehr spezialisierte Gruppen. So stellte auch Klaus Wolf fest: „Betrachtet man die heutige Heimerziehung fällt ein Merkmal besonders auf: die Differenzierung und Formenvielfalt.“ (Wolf 2003, S.19) So findet man heute Wohngruppen für Jugendliche mit Drogenproblemen, delinquenten Verhalten, seelischen und körperlichen Behinderungen in den typischen Formen von zentralen Heimgruppen, Außenwohngruppen und betreute Wohngruppen.

Heime stehen heute für pädagogisch betreute Kleingruppen, deren Schwerpunkt die Spezialisierung ist. Durch verschiedenste Methoden und Therapien ist eine Individualisierung der Heimbewohner Grundsatz. Eine Vorbereitung auf das selbständige Leben oder die Rückführung in die Familie durch Stärkung der Ressourcen und der damit verbundene Abbau der Defizite ist Grundlage jeder Konzeption in Heimen.

Trotz der stetigen qualitativen Entwicklung der Heime, werden sie heute nach wie vor als „letzter Ausweg“ gesehen. Nicht zuletzt der Kosten wegen hat das Jugendhilfesystem viele Möglichkeiten vor einen Heimaufenthalt gestellt.

Soziale Gruppenarbeit, Tagesbetreuung, Pflegefamilien und sozialpädagogische Familienhilfe sollen präventiv wirken.

2.2 Heim versus Familie

Gründe hierfür zeigen sich in einer Gegenüberstellung von Heim und Familie. Das Heim soll befristet einen familienähnlichen Rahmen bieten und somit Ort der primären Sozialisation darstellen. Dies setzt einige Anforderungen voraus. Eine Familie charakterisiert sich vor allem durch Kontinuität, Verlässlichkeit und Beständigkeiten. Ein soziales Umfeld, welches sich aus Eltern, Familie, Freunden aus Schule und Kindheit zusammensetzt, gibt durch bekannte Orte, Traditionen, Rituale und Handlungsmuster der Bezugspersonen dem Jugendlichen eine soziale Stabilität.

Wie bereits Erikson hinsichtlich der Identitätsentwicklung erkannte, sind diese Faktoren grundlegend für die Entwicklung einer sicheren Identität. Die Liebe zum eigenen Selbst setzt voraus, dass man selbst das Gefühl, geliebt zu werden, erfahren hat. Die Entwicklung eines positiven Selbstbildes basiert auf konstanten Lern- und Erfahrungsprozessen, die nachvollziehbar und erkennbar sind.

Im Heim hingegen wird eine Stabilität durch institutionelle Strukturen geschaffen, nicht durch bestimmte Personen. Das Heim charakterisiert sich durch ein Rollensystem, in dem die Rollen durch Bewohner, Mitarbeiter und außenstehende Personen, wie Therapeuten, Ärzte, Ämter ect., besetzt werden. Erikson beschrieb in seinem Phasenmodell die Wichtigkeit der Rollen für Identifikationen und Identitätsfindung. Daher ist es als kritisch zu betrachten, dass die Rollen nicht an Individuen gebunden, sondern beliebig austauschbar sind. Durch einen ständigen Wechsel der Rollen, was im Heim keine Seltenheit ist, ist eine personale Stabilität und damit eine konstante Orientierung kaum möglich.

Im Vergleich zur Familie sind im Heim zentrale Bezugspersonen nicht selbstverständlich, zudem die Funktionen der einzelnen Rollen ebenfalls nicht erfüllt werden können. Während in der „klassischen“ Familie die Rolle des Vaters und der Mutter besetzt sind, die jede für sich einen Bedeutungsinhalt hat, findet man im Heim meistens ein Überfluss an der Rolle der Mutter in Form

von weiblichen Mitarbeitern. Die männliche Rolle des Vaters ist selten vertreten. Zudem besteht im Heim das Paradoxon von Wohn- und Arbeitsplatz zugleich. Während für die Bewohner das Heim ihr Zuhause ist, kommen die vermeintlichen Bezugspersonen zum Arbeiten dorthin.

Ein zweiter wichtiger Unterschied zwischen Heim und Familie ist der Zwangscharakter. Die Heimgruppe ist künstlich zusammengesetzt, wobei nicht nach persönlichen Kriterien entschieden wird, sondern nach Eignung. Nicht selten erfolgt eine Besetzung auf Grund von ökonomischen Zwängen der Institution. Die Mitarbeiter und Bewohner haben kaum Mitspracherecht bei der Auswahl. (vgl. Freigang/Wolf 2001, S.61ff) Zwar besteht innerhalb der Familie auch kein Wahlrecht der Mitglieder, jedoch unterliegt das Heim der Herausforderung ein Zusammengehörigkeitsgefühl immer wieder neu zu entwickeln und „[...] das Angebot eines Zuhause als Lebensmittelpunkt erst glaubhaft machen müssen“ (Wolf 2003, S.32) Eine Eingewöhnungszeit ist hinsichtlich finanzieller Aspekte oft nicht möglich.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das Heim zwar einen familienähnlichen Rahmen darstellen muss, jedoch kaum Kriterien dafür erfüllen kann.

An welchen Faktoren die soziale Instabilität des Heims erkennbar wird und welche Auswirkungen dies auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen haben kann, werde ich im Folgenden erläutern.

2.3 Kritische Ereignisse im Heim

„Ursache für die Unterbringung im Heim sind meist gestörte soziale Bezüge. Hier werden sie geheilt (!), hier, wo im langfristigen Verlauf und wo von Alltag zu Alltag die schon geschädigten Kinder sozial zerstückelt werden. Das Heim wird trotzdem neunmalklug als entlastende therapeutische Lebensgemeinschaft gedacht. (Bonhoeffer in Freigang/Wolf 2001, S.128)

Hinsichtlich der in 2.4.2 beschriebenen Entwicklungsaufgaben und deren Bewältigungsbedingungen sowie deren Bedeutung für die Identitätsausbildung,

stellt sich die zentrale Frage, in welchem Maße das Heim diesen Anforderungen nachkommen kann.

In meinen Erläuterungen werde ich mich auf die drei strukturellen Merkmale Regeln und Strukturen, Schichtdienst und soziale Isolation konzentrieren. Ich gehe dabei von einer pädagogisch betreuten Wohngruppe in Form eines zentralen Heimes für Kinder- und Jugendliche aus. Ein zentrales Heim ist gekennzeichnet durch mehrere Gruppen von mindestens acht Kindern, die sich auf dem Heimgelände zentrieren. Die pädagogischen Mitarbeiter arbeiten im Schichtdienst und erhalten meist Unterstützung von Hauswirtschaftskräften. (vgl. Wolf 2003, S.20)

Bei meinen Ausführungen werde ich mich auf eine Gruppengröße von 6-10 Kindern konzentrieren. Auch wenn die von mir ausgewählten Strukturen klassische Merkmale eines zentralen Heimes sind, möchte ich keine Verallgemeinerungen treffen. Daher ist die Erläuterung als ein Überblick zu betrachten, inwiefern strukturelle Merkmale Einfluss auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen im Heim haben.

Ich bin mir dabei der Tatsache bewusst, dass viele Jugendliche im Heim bereits biografisch bedingte Defizite in der Entwicklung bzw. der Identitätsausbildung aufweisen. Da deren Einbezug jedoch den Rahmen der Arbeit übersteigen würde, werde ich zwar in vereinzelt Fällen darauf zurückkommen, meine Ausführungen konzentrieren sich jedoch eher auf den aktuellen Zustand im Heim.

Im folgenden werde ich für die Bezeichnung Jugendlicher im Heim synonym Jungendlicher oder Bewohner wählen. Die Betitelung Mitarbeiter oder Erzieher steht stellvertretend für den pädagogischen Mitarbeiter (Sozialarbeiter, Erzieher).

Das Heim ist in erster Linie durch einen strukturellen Rahmen charakterisiert und unterliegt rechtlichen Richtlinien und Bestimmungen, wie Dokumentationen, Hilfeplänen, Berichterstattungen und finanziellen Budgets. Dieser pädagogische Auftrag des Heimes, der sich zum Einen vorteilhaft auf die Jugendlichen auswirken kann, da er ihnen die Stabilität gibt, die ihnen in ihrer Herkunftsfamilie oft gefehlt hat, kann er sich zum Anderen hinsichtlich ihrer Identitätsausprägung jedoch auch nachteilig auswirken.

Bereits bei der Heimaufnahme werden Informationen über den Jugendlichen in Form von Akten übermittelt. Sein Mitbestimmungsrecht über die Freigabe der Daten wird nicht wahrgenommen. Allein die Tatsache, dass er nun in einem Heim leben muss, schränkt sein Autonomiebedürfnis und seine Selbstbestimmung stark ein. Zusätzlich erfährt er durch den Einzug ins Heim einen biografischen Bruch. Oft sind es milieufremde Heime, die dem Jugendlichen keinen Zugang zu bekannten vertrauten Orten bzw. Personen ermöglichen. Nun ist es so, dass viele der genannten Dinge notwendig sind und einen pädagogischen Sinn verfolgen, dennoch bewirken diese Tatsachen, dass dem Jugendlichen ein Stück Identität genommen wird.

Angefangen bei der Heimaufnahme zeigen sich im weiteren Verlauf des Heimalltages mehrere Strukturen, die den Jugendlichen weiter in seiner Identitätsfindung bremsen können. (vgl. Landenberger/Trost 1988, S.65f)

2.3.1 Regeln und Strukturen

Regeln und Strukturen, besser benannt als Rahmenbedingungen, sind wohl die klassischsten Merkmale eines Heimes. Für den Jugendlichen bedeutet das die Erfüllung verschiedenster Anforderungen. Die Heimregeln bzw. die Hausordnung erwarten die Einhaltung offizieller sowie inoffizieller Regeln, die meist zur sozialen und strukturellen Sicherung des Alltages dienen. Meist handelt es sich um festgelegte Zeiten für Mahlzeiten und Bettruhe, regelmäßige Aufgabenverteilungen, wie Zimmereinigung, Abwasch, Müllentsorgung und festgelegte Konsequenzen bei Regelverstößen, zum Beispiel Taschengeldentzug, Auszeit, Zusatzaufgaben. Diese Regeln sind selten individuell, da sie in der Hausordnung verankert und daher oft auch unveränderbar sind. Die Verallgemeinerung führt nicht selten dazu, dass die Regeln sinnlos wirken, weil keine individuelle, materielle oder gesellschaftliche Notwendigkeit besteht. Gerade diese Tatsache, und nicht wie häufig vermutet der Inhalt, ruft bei Jugendlichen oft ein opponierendes Verhalten gegenüber den Regeln hervor. Dies bedeutet wiederum mehr Kontrolle und Einschränkungen, um die Sicherheit der Gruppe nicht zu gefährden. Kontrolle, allgemeingültige Regeln ohne Ausnahmen schränken den Jugendlichen erheblich in seinem

Erfahrungs- und Handlungsspielraum ein und bieten kaum Platz für Individualität, Ausprobieren und vor allem kein Platz für normale Entwicklungskrisen, wie die Identitätsdiffusion. Die starren Regeln und die nicht gegebene Möglichkeit diese auszuhandeln, setzen ein Handlungsmuster voraus, was den Jugendlichen quasi zu einer „angepassten“ Identität zwingt und seine eigene damit hintergründig werden lässt.

(vgl. Landenberger/ Trost 1988, S.66f)

Es stellt sich also die Frage, ob das Verhalten des Jugendlichen auf ihre wirkliche Identität zurückzuführen ist oder ob sie nur eine Identität angenommen haben. Nach Marcia befindet sich der Jugendliche dann in einem Zustand der übernommenen Identität. Spätestens am Zeitpunkt der Heimentlassung und dem damit verbundenen Wegfall der Strukturen, besteht die Gefahr, dass der Jugendliche den Bezug zu seiner Identität verliert und in eine Diffusion gerät. Abhängig von dem sozialen Umfeld des Jugendlichen, gelingt es ihm entweder, eine eigene Identität zu manifestieren oder er bleibt in einem diffusen Zustand, der die Gefahr von Manipulationen birgt. Jugendliche können so anfälliger für kriminelle Subkulturen werden. Eine weitere Möglichkeit ist, dass der Jugendliche sich neue bzw. ähnliche Strukturen sucht und so in einer übernommenen Identität verweilt, die ihn sehr anfällig für Veränderungen macht und ihn, in der heutzutage wichtigen Flexibilität, einschränkt. Wolf zieht hinsichtlich der institutionell vorgegebenen Tagesstrukturen ein Vergleich zu den Ergebnisse der Fürsorgeerziehung der alten BRD: „Auf diese Weise wurden Regeln eher verächtlich gemacht und ihr Unterlaufen zur Identitätsfrage. Man fördert nicht beabsichtigt aber folgenreich Scheinanpassungseffekte, die bekanntlich an die Fortdauer der Kontrolle und die Anwesenheit der Kontrolleure gebunden sind [...]“ (Wolf 2003, S.31)

Hinsichtlich der interpersonalen Entwicklungsaufgaben entstehen durch die Strukturen im Heim Bewältigungskonflikte. Selbstständigkeit und eigene Entscheidungen werden durch viele Vorgaben unbedeutend. Erfahrungen alleine etwas bewältigen zu können, wie zum Beispiel allein zuhause bleiben, mit Freunden Urlaub machen oder eigenes Geld zu verwalten, sind oft nicht möglich. Der Jugendliche wird durch den Heimalltag eher zu Unselbständigkeit und Abhängigkeit erzogen. „In den Selbstverständlichkeiten meines komplexen,

unüberschaubaren und pragmatischen Alltages sind mein Lebenssinn und damit meine Identität begründet“ (Landenberger/Trost 1988, S.19)

Paradoxaerweise lernen Jugendliche im Heim zwar viele Haushaltstätigkeiten zum Beispiel Abwasch, Wäsche wäschen, Zimmerreinigungen und sind so oft selbständiger als Jugendliche, welche in Familien aufwachsen. Jedoch unterliegen die Aktivitäten meist einem geregelten Wochenplan, so dass das Empfinden bzw. der freie Wille für die Notwendigkeit meist nicht entwickelt wird. Zudem unterfordern die Aufgaben der Hauswirtschaft den Jugendlichen. Sind die Aufgaben im Heim einheitlich und für alle gültig und werden keine individuellen Anforderungen an den Jugendlichen gestellt, erkennt dieser nicht seine Stärken und Eigenheiten. Die Abgrenzung seiner individuellen Identität gegenüber der der anderen Bewohner ist so erschwert. Der Jugendliche sieht schnell keine Motivation mehr, selbständig etwas zu tun und es gelingt ihm nicht, anhand von Erkenntnissen eigener Fähigkeiten, Entscheidungen und Grenzen, seine Identität zu manifestieren. Vielmehr bleibt er in einem Zustand der Ungewissheit. Er gerät in eine Identitätsbefangenheit, da der Jugendliche eine Unfähigkeit entwickelt, sich selbst zuerkennen und darzustellen. Dies kann sich in Rückzugtendenzen und Überkonformität zeigen, aber auch in einer opponierenden Verweigerung der Regeln und Tätigkeiten, weil sie dem Jugendlichen unsinnig und überflüssig vorkommen und er nicht gefordert wird. Dabei sei die Tatsache, dass Hausarbeiten für Jugendliche so oder so unbeliebte Aktivitäten sind außen vor gelassen. Nach Marcias Klassifikation der Identitätszustände kann hier auch von einer diffusen Identität gesprochen werden. Der Jugendliche zeigt wenig Motivation, eine niedrige Exploration von Interessensfeldern und sieht keine Notwendigkeit darin Verpflichtungen aufzubauen. (vgl. Fend 2005, S.408)

Auch die Auseinandersetzung mit den biologischen und physischen Veränderungen des eigenen Körpers im Heim ist erschwert. Die Intimsphäre erfährt wenig Beachtung durch das Leben in einer Gruppe und der ständigen Präsenz der Mitarbeiter. Oft fehlt es an Rücksichtnahme, Verständnis, Aufklärung, Einfühlungsvermögen und Zeit der Mitarbeiter für pubertäre Veränderungen. Regeln und Gesetze verbieten häufig Liebesbeziehungen unter den Bewohnern und auch Beziehungen außerhalb der Gruppe sind oft

ungern gesehen, da Mitarbeiter einer Aufsichtspflicht unterliegen und die Einhaltung gesetzlicher Grundlagen des Jugendschutzgesetzes verfolgen müssen.

Einfluss auf die Entwicklung der eigenen Geschlechterrolle nimmt zum einen die Gruppenzusammensetzung und zum anderen die Geschlechter der Erzieher ein. Oft handelt es sich um homogene Gruppen, so dass Identifikationen sich auf das jeweilige Geschlecht beschränken. Weiterhin steht eine unausgewogene Rollenverteilung einer unzureichenden Geschlechteridentifikation entgegen. Dabei sind auch Jugendliche im Heim dem Einfluss der Medien ausgesetzt. Das teils unreal und überzogene Bild von Liebe, Sex und dem Rollenverständnis von Männern und Frauen trägt zu einer einseitigen Beeinflussung bei. Zusammenfassend kann dies zu einem problematischen Verhältnis der Intimität führen. Die fehlende oder falsche Auseinandersetzung mit der Sexualität verhindert einen konstruktiven Aufbau von Liebesbeziehungen. Die Angst vor einer festen Bindung ist dabei zurückzuführen auf eine sehr instabile Identität. Der Teufelskreis schließt sich meist damit, dass der Jugendliche sich unangemessenen Partnern hingezogen fühlt und das Erleben angemessener Intimitäten und so die Festigung der Identität ausbleibt. Nissen beschreibt dies auch als ein „übersteigertes Ausleben normaler Konflikte“, die er Sexualekrise nennt. Jugendliche fixieren sich auf Autoerotik und Schuldgefühle und haben, vermutlich durch eine unzureichende Geschlechterrollenidentifikation, Homosexualitätsängste. (vgl. Fend 2005, S.419)

2.3.2 Schichtdienst

Ein zweites typisches Strukturmerkmal des Heimes ist der Schichtdienst der Mitarbeiter. Die zeitliche Aufteilung der Dienste kann je nach Einrichtung variieren. In einigen Einrichtungen sind auch 24 Stunden Dienste üblich. Die Mehrheit der Heime arbeitet jedoch in Früh-, Spät-, und Nachtdiensten. Ebenso variiert die Gesamtanzahl der Mitarbeiter und derer die zeitgleich im Dienst sind. Ein kleines Team mit wenigen Schichtwechseln und mindestens zwei Mitarbeitern im Dienst wäre vorteilhaft, aus ökonomischen Gründen jedoch nur

selten umsetzbar. Dieses Strukturmerkmal findet man eher in Kleinstheimen. Gemeinsamkeit aller Heime ist die 24 Stunden Betreuung der Jugendlichen.

Im Heim findet man typischerweise zwei Dienstwechsel und je nach Gruppengröße einen Personalschlüssel von 1:3 vor, in stark spezialisierten Gruppen auch 1:2.

Auch wenn das theoretisch vorteilhaft klingt, hat auch der Schichtdienst einige Nebeneffekte auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen. Das Verdachtsmoment liegt hier in den Möglichkeiten des Heims, die interpersonalen Entwicklungsaufgaben, vor allem hinsichtlich sozialer Beziehungen, den Jugendlichen zu unterstützen. Das Heim verfolgt eigentlich das Ziel, dass der Jugendliche wieder lernt, sich auf Erwachsene einzulassen und sie gleichermaßen als Autoritäts- und Vertrauensperson wahrzunehmen. Der ständige Wechsel gestaltet den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung jedoch schwierig. Der einzelne Mitarbeiter nimmt nur ausschnittsweise an dem Leben des Jugendlichen teil.

Im Normalfall suchen sich die Jugendlichen ein bis zwei Bezugspersonen, denen sie persönliche und emotionale Angelegenheiten anvertrauen. Nach Dienstende ist der Mitarbeiter in der Regel nicht mehr erreichbar für den Jugendlichen. Bei akuten Problemlagen oder Anliegen muss dieses also bis zum nächsten Dienst aufgeschoben werden. Auf Grund des Personalschlüssels ist dann jedoch auch noch keine Garantie gegeben, dass der entsprechende Mitarbeiter genügend Zeit findet, sich den persönlichen Befindlichkeiten anzunehmen. Das könnte zur Folge haben, dass Jugendliche sich zurückziehen, sich in ihrem Vertrauen enttäuscht fühlen und Probleme für sich behalten. Ein Jugendlicher, der bereits im familiären Umfeld kaum Rückhalt und Möglichkeiten der Reflexion erfahren hat und dies in Form von auffälligem Verhalten kompensiert hat, kann hierdurch theoretisch in einen Teufelskreis geraten: Die ungenügende Problembewältigung durch den Mitarbeiter kann zu einer Festigung der vorhandenen defizitären Lösungsstrategien führen und so die Verhaltensauffälligkeiten verstärken. Dies erfordert wiederum mehr Kontrolle und die Autorität von Seiten des Mitarbeiters, so dass die Basis eines Vertrauensverhältnisses weiter gemindert wird.

Ein weiteres Kriterium, für den schwierigen Vertrauensaufbau seitens des Jugendlichen ist die Tatsache, dass Mitarbeiter für die Betreuung bezahlt

werden. Für den Jugendlichen nimmt das Verhältnis so einen Zwangscharakter an und er sieht keine Notwendigkeit darin sich jemandem anzuvertrauen, der dafür bezahlt wird. (vgl. Freigang/Wolf 2001, S. 64ff)

2.3.3 Mitarbeiterfluktuationen und Bewohnerfluktuationen

Der Wechsel der Mitarbeiter wird verstärkt durch Mitarbeiterfluktuation. Gewonnene Vertrauenspersonen gehen endgültig aus dem Dienst. Die Auswirkungen solcher Ereignisse sind abhängig von den Vorerfahrungen und der bisherigen psychologischen Entwicklung des Jugendlichen. Doch gerade für Jugendliche, die in ihrer Kindheit wenig Zuwendung und Vertrauen erfuhren und eine Vertrauensperson gefunden haben, ist es ein besonders verletzender Bruch. Dieser verbleibt in der Biografie und kann endgültige Rückzugstendenzen bzw. Misstrauen gegenüber Erwachsenen auslösen.

Ähnliches zeigt sich bei Bewohnerfluktuationen. Geschlossene Freundschaften, Bekanntschaften oder zumindest Vertrautes gehen verloren und ein „neuer Fremder“ muss sich in die Gemeinschaft integrieren und auch integriert werden. Selbst wenn die Schule und andere Bildungseinrichtungen dem Jugendlichen ermöglichen, außerhalb des Heimes Freundschaften aufzubauen, besteht im heimischen Umfeld eine Diskontinuität, welche der Jugendliche ausgesetzt ist. Schichtdienste und Fluktuationen der Mitarbeiter und Bewohner „reduzieren einen individuellen und individualisierten Umgang [miteinander]“ (Freigang/Wolf 2001, S. 87). Die Erfahrungen der Unverbindlichkeiten verhindern positive Schlussfolgerungen und sorgen für unvollständige Vorstellungen einer Beziehung.

Alle bisher genannten Bedingungen wirken sich nachteilig auf die Identitätsfindung aus. Ein vertrauensvoller Aufbau von Beziehungen ist eine wichtige Voraussetzung, um die Identität zu festigen. Doch Stabilität erfordert Stabilität. Dies kann im Heim nicht ausreichend gewährleistet werden. Es fehlt an stabilen Beziehungen,

in denen die Jugendlichen von ihren Vertrauenspersonen kontinuierlich reflektiert werden. Diese fehlende Beständigkeit schafft nicht den vertrauensvollen Rahmen, den die Jugendlichen benötigen, um soziale Rollen

auszuprobieren und Perspektiven zu finden. Ausgehend davon, dass der Rahmen bestehend über längere Zeit konstant bleibt, bedeutet dies nicht, dass die Jugendlichen diesen annehmen. Der Zwangscharakter und das fehlende Mitbestimmungsrecht in verschiedenen Bereichen, führen zur Ablehnung der Gemeinschaft (vgl. Fend 2005, S.420)

Die Identifikation mit der bisherigen Rolle wird erschwert durch ein dominierendes Gefühl der Gegenstandslosigkeit der Jugendlichen. Hans Thiersch formuliert: „Es besteht die Gefahr, dass die Heimbewohner nur in ihrem Funktionieren im Heim gesehen werden, nicht aber das Heim als Mittel, als gleichsam dienendes Instrument für die Lebensmöglichkeiten seiner Bewohner verstanden wird.“ (Thiersch 2009, S.96) Sie fühlen sich als Objekte des Heimes, dessen Zielstellung es ist, sich auf die Beseitigung der Defizite zu konzentrieren. Andere Lebensinteressen werden wenig beachtet, da alle Handlungen und Interaktionen auf die Zielstellung zurück zuführen sind. Es fehlt der Beziehung zwischen Mitarbeiter und Jugendliche am „gemeinsamen Dritten“. Die Existenzberechtigung und der Sinn nach dem Sein werden vom Jugendlichen in Frage gestellt. Das Gefühl jederzeit austauschbar zu sein, keine Veränderungen bewirken zu können und, dass das Bestehen der Gruppe nicht von seiner Existenz abhängig ist, kann zu einer Selbstablehnung führen, dem Gefühl „kleiner“ und „unscheinbarer“ zu werden. (vgl. Fend 2005, S. 420) In Verbindung mit begrenzten Handlungsmöglichkeiten besteht hier die Gefahr in eine psychopathologische Identitätsdiffusion zu geraten. Das könnte sich zum Beispiel in depressiven Verstimmungen, wenig eigene Motivation oder Überkonformität zeigen.

2.3.4 Soziale Isolation und Milieuwechsel

Die Identitätsdiffusion könnte mit Einflüssen aus der Gesellschaft begegnet werden. Jedoch charakterisiert sich das Heim häufig durch eine soziale Isolation. Abgesehen von der Schule oder ähnlichen Berufseinrichtungen, beschränkt sich die Tagesstruktur bzw. der Tagesablauf mehr oder weniger auf das Heiminterne. Zusätzlich liegen viele Wohngruppen teils auch fern vom Stadtkern, so dass die Möglichkeiten, auch das Bedürfnis, Freizeit außerhalb des Heimes zu verbringen, gemindert werden. Zumal zentrale Heime durch die

Mehrzahl der Gruppen, Möglichkeiten der heiminternen Kontaktaufnahme bieten. (vgl. Freigang 2003, S.41) Je nach Spezialisierung der Gruppe, reglementieren hausinterne Vorschriften den eigenständigen Ausgang der Jugendlichen. Eine Integration in die Gesellschaft ist so erschwert, sowie der Zugang zu den entwicklungspsychologisch wichtigen Peergroups, Ideologien und Perspektiven. Der Jugendliche ist abhängig von den Maßstäben und Erfahrungen, die im Heim vorherrschen, die, wie bereits beschrieben, sehr eingegrenzt sind und wenig Spielraum für das Ausprobieren und die Individualität lassen. Die Identitätsausprägung kann demnach nur sehr einseitig verlaufen. Vor allem in noch sehr institutionalisierten Gruppen werden Bestandteile der realen Welt vorenthalten. Durch die Abnahme vieler Aufgaben, die die Eigenständigkeit fördern, zum Beispiel Selbstversorgung, Geld verdienen, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen, erreichen die Jugendlichen eine unzureichende Auseinandersetzung mit ihrer beruflichen und familiären Zukunft.

Nicht selten fehlt es den Mitarbeitern an Zeit, zusammen mit dem Jugendlichen Ressourcen zu reflektieren und nach geeigneten Berufsfeldern zu suchen. Da dem Jugendlichen die eigenen Stärken oft nicht bewusst sind oder gemacht werden, ist er nicht in der Lage differenzierte Perspektiven zu entwickeln, nach denen es sich lohnt zu streben und in denen er eine Kontinuität im Leben finden könnte. Wichtige Bestandteile der Identität bleiben so unberührt.

Ähnliches zeigt sich in der Betrachtung des gesellschaftlichen Einflusses. Auch hier sind Störfaktoren hinsichtlich der Identitätsentwicklung erkennbar.

Das Fremd- und Selbstbild des Jugendlichen wird durch Stigmatisierungen von außen beeinflusst. Die Zuschreibungen stimmen nicht mit denen der Jugendlichen überein. (vgl. Landenberger/Trost 1988, S.29) Dem Jugendlichen fällt es dadurch schwerer seiner sozialen Rolle in der Gesellschaft gerecht zu werden. Diese Stigmatisierungen führen dazu, dass der Weg in einen Beruf oder in Peergroups erschwert wird. Entscheidende Prozesse der Identitätsprägung werden demnach behindert.

Betrachtet man dabei den begrenzten Zugang zur Gesellschaft, entsteht die Vermutung, dass das Heim die eigentliche Gesellschaft für den Jugendlichen bildet.

Die nötige Kontinuität wird weiterhin durch den Milieuwechsel und neuen Anforderungen unterbrochen. Durch den Umzug in das Heim, welches in vielen Fällen auch milieufremd ist, tritt das bisherige Leben des Jugendlichen in den Hintergrund. Die geforderte Anpassung an das neue Lebensumfeld, lässt die Auseinandersetzungen mit den alten Erfahrungen in den Hintergrund treten. Lediglich werden aus der Vergangenheit des Jugendlichen die negativen Fakten aus der Aktenlage übernommen, die in Zusammenhang mit seinen Defiziten stehen könnten. Der Jugendliche erfährt einen biografischen Bruch, der vor allem in der Eingewöhnungsphase unzureichend aufgefangen wird. Es wird zu wenig Elternarbeit und Biografiearbeit praktiziert und zu wenig Vertrauen vermittelt, um Ereignisse aufzuarbeiten. Vor allem „auffällige“ Jugendliche machen die Erfahrung, dass sie mit ihren bisherigen Identitätsvorstellungen und Handlungsmustern im Heimalltag keinen Erfolg haben und nicht auf Konformität stoßen. Sie müssen sich in der schwierigen Phase der Adoleszenz, neu orientieren und ihre bisherige Identifikation überdenken und anpassen. Der Jugendliche muss in kürzester Zeit seinen Platz in der Gruppe finden.

Die Synthese der Kindheitserfahrungen, die für die persönliche Kontinuität sehr bedeutsam ist, ist unter diesen Voraussetzungen kaum möglich. Teilweise ist der Bruch so stark, dass dem Jugendlichen kaum vertrautes bleibt. Eine sinnvolle Verkettung von Ereignissen vor der Heimzeit mit denen im Heim ist fast unmöglich. (vgl. Freigang 2003, S.51) Die unzureichende Vorstellung über die eigene Vergangenheit und Zukunft, kann zu einer Auflösung der Zeitperspektive führen. Das kann sich bei Jugendlichen in einem kindlichen Verhalten zeigen, weil sie sich nicht von ihrer Kindheit lösen können, zugleich aber ein erwachsenes Verhalten erwartet wird.

Hier sei die Anmerkung eines Paradoxon erlaubt. Jugendliche im Heim sollen oft Erwachsenen und den entsprechenden Erwartungen und Anforderungen gerecht werden. Das zeigt sich darin, dass von ihnen eine stabile Identität, die Kompetenz sich einzubringen und alles nachvollziehen zu können, erwartet wird. Doch gerade das Gegenteil ist häufig der Fall. Jugendliche haben noch keine sichere Identität, häufig auch deswegen, weil sie im Heim erstmals Erfahrung mit einem geregelten Sozialisationsprozess machen. Sie besitzen noch nicht das Ausmaß an Empathie, Distanz und Selbstdarstellung, wie es von

ihnen erwartet wird. Ihr Handeln richtet sich nach eigenen Maßstäben, die nicht denen der Erwachsenen entsprechen. (vgl. Landenberger/ Trost 1988, S.27) Ein häufiger Grund für Konflikte, Missverständnisse und Überforderungen zwischen Mitarbeitern und Jugendlichen.

Im Gegensatz zu den hohen Anforderungen an den Jugendlichen einerseits, hält das Regelsystem die Bewohner in einer Abhängigkeit und dämpft so die Motivation, erwachsen zu werden. Es kann jedoch auch zu einer Identitätsdiffusion kommen, da keine passende Rolle gefunden werden kann. Dies kann sich in der Ausprägung einer negativen Identität ausdrücken. Der Jugendliche nimmt eine nicht erwartete Rolle an, zeigt keine Kooperationsbereitschaft und verweigert das Regelsystem im Heim. Damit, so meine Vermutung, will er seine Ablehnung des derzeitigen Aufenthalts im Heim verdeutlichen. Beides beruht auf dem Hintergrund, dass durch eine unzureichende Synthese weder die vorherige noch die neue Identität akzeptiert und verinnerlicht werden kann. Besonders akut wird der Zustand, wenn der Jugendliche auf Grund seines ablehnenden Verhaltens die Gruppe verlassen muss und in einer neuen Gruppe von neuen Anpassungen, Regeln und einem sozialem Umfeld umgeben wird. Heimkarrieren werden demnach unter anderem durch Identitätsdiffusionen verursacht, die paradoxerweise durch die ständigen Wechsel immer mehr manifestiert werden.

2.3.5 Rolle des pädagogischen Mitarbeiters

Soziale Beziehungen nehmen eine wichtige Aufgabe in der Identitätsprägung ein. Wie bereits beschrieben, ist die Instabilität das größte Problem. Doch auch wenn die Mitarbeiterbelegschaft relativ konstant bleibt, hat die Rolle des Pädagogen einen großen Einfluss auf die Identitätsentwicklung des Jugendlichen. Zum einen hat er ein doppeltes Mandat: Er ist einerseits Vertreter der Institution und andererseits Anwalt der Jugendlichen. Das bedeutet, dass der Mitarbeiter seine Loyalität für den Jugendlichen mit der Institution teilen muss. Das erschwert einen Vertrauensaufbau. Zumal der Mitarbeiter die Legitimation für den Eingriff in das Leben des Jugendlichen besitzt, ohne dabei Rücksicht auf die persönlichen Empfindungen des Jugendlichen nehmen zu

müssen. (vgl. Landberger/ Trost 1988, S.51) Die Jugendlichen stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Mitarbeitern, ob sie wollen oder nicht. Die Mitarbeiter hingegen stehen dadurch allen Erwartungen und Provokationen der Jugendlichen entgegen. Durch das wechselnde Personal und deren verschiedenen Charaktere im Schichtdienst, können keine kontinuierlichen Reaktionen und Reflexionen auf die Verhaltensweisen der Jugendlichen gewährleistet werden. Zu dem sind die Jugendlichen vielen unterschiedlichen Lebenserfahrungen, Lebensansichten und Wertemaßstäben der einzelnen Mitarbeiter ausgesetzt. Es erfordert eine vorgefertigte Identität, alle Reize zu verarbeiten und daraus seine eigene Identität zu manifestieren. In vielen Fällen löst das eine Überforderung aus, die in einer manifestierten Identitätsdiffusion enden kann.

Bedeutend für die Formung der Identität ist die Autonomie gegenüber den Eltern. Die Abwendung von der elterlichen Fürsorge ist eine wichtige Voraussetzung. Im Heim ist der Jugendliche nun zwei Störfaktoren ausgesetzt. Zum einen lebt er nicht mehr mit seinen Eltern zusammen. Zum anderen unterliegt der Jugendliche vielen Autoritätspersonen, von denen er sich, auf Grund des Regelsystems auch nicht konfliktfrei lösen kann. Durch die 24 Stunden Betreuung und dem kontrolliertem Alltag gestaltet sich der Ablöseprozess schwierig.

Mit dem Problem, sich zu identifizieren stehen die Jugendlichen oft alleine da. Die Mitarbeiter haben zu wenig Zeit und Verständnis, sich mit den Besonderheiten, Eigenheiten, Wünschen und Geschichten der Jugendlichen effektiv auseinanderzusetzen. Das Vertrauen zueinander kann so selten aufgebaut werden, so dass starre Rollen und funktionale Beziehungen entstehen. Jugendliche suchen sich ihre Vorbilder daher selten in den Rollen der Mitarbeiter, sondern greifen auf fiktive Helden oder Freunde zurück, die ihnen die benötigte Stärke vermitteln. Allerdings haben diese Identifikationsfiguren nicht immer einen realen oder vorteilhaften Einfluss auf den Jugendlichen.

2.3.6 Schlussfolgerung

Eine erfolgreiche Ausbildung der Identität zeigt sich darin, dass der Jugendliche weiß wer er ist, das Gefühl hat, er ist mit sich und seinem Platz in der Gesellschaft zufrieden. Das äußert sich darin, dass der Jugendliche Veränderungen wahrnimmt, Entscheidungen sicher entgegentreten kann, seinen Standpunkt vertritt und ihn verteidigt. Er hat Freude am Leben und reale Zukunftsvorstellungen.

Eine erfolgreiche Identitätsausbildung gelingt, wenn der Jugendliche Perspektiven und Handlungsmuster erkennt und auf Kompetenzen zurückgreifen kann, um sich im Alltag und dem gesellschaftlichen Geschehen zu behaupten. Kriterien, wie Handlungsfreiheit und ein soziales Netzwerk sind dabei Voraussetzung, da sie Stabilität, Vertrauen und Orientierungsmöglichkeiten an Rollenidentifikationen bieten. „Die Notwendigkeit dieser Voraussetzungen für gelungene Identität impliziert die Möglichkeit von Lebensfeldern, die so strukturiert sind, daß in ihnen Identität misslingen kann“ (Landenberger/Trost 1988, S.26) Das Kapitel hat erläutert, dass das Heim mit seinem strukturellen Charakter eigenes Handeln und Selbstbestimmung nicht ausreichend ermöglicht, begrenzter Beziehungsaufbau und eine instabile Vertrauensbasis Folgen des Regelsystems sind. Getrennt von Eltern und bekannten sozialen Umgebungen muss der Jugendliche sich in eine völlig neue Welt einordnen, in der wenig Raum und Verständnis für seine Krisen und Befindlichkeiten ist. Die Bewältigung der alterstypischen Entwicklungsaufgaben und damit einer erfolgreichen Ausbildung einer Identität wird erschwert. Verschiedene Studien¹ zur Lebensbewährung von entlassenden Jugendlichen aus der Heimerziehung ergaben, dass 65-67% der Hilfeverläufe mehr oder weniger erfolgreich waren. Die Studien umfassen dabei verschiedene Bewertungsgrundlagen, wie die Bewährung in der Berufswelt oder im sozialen Rahmen, die die Integration in die Gesellschaft definieren. Die Ergebnisse können durchaus positiv bewertet werden, jedoch sollten die 23,5% der jungen Menschen, deren Entwicklung sich durch die Heimerziehung nicht verbessert, teils sogar verschlechtert haben, nicht in den Hintergrund treten. (vgl. Pies/Schrapper 2001, S.28f Internetquelle)

¹ JULE Studie 1998, Gehres 1997, Wieland 1992, Bürger 1990, Elger 1984, Raithel/Wollensack 1980, Pongratz/Hübner 1959

Angesichts der Erkenntnisse aus dieser Arbeit erfährt meine Fragestellung, inwiefern die Institution Heim Möglichkeiten hat, jede Identität aufzufangen und unterstützend in der Entwicklung zu wirken, ihre Berechtigung. Ich bin mir dessen bewusst, dass nicht alle bremsende Prozesse im Heimalltag verhindert oder verändert werden können. Einige, wie beispielsweise die milieuferne Unterbringung, kann pädagogisch durchaus sinnvoll sein. Auch die Notwendigkeit grundlegender Strukturen ist nicht zu bestreiten. So schließe ich mich Graßl an der sagte: „Ohne Strukturen vorzugeben, ist erzieherisches Handeln nicht möglich.“ (Graßl in Günder 2007, S.187)

Im folgenden Kapitel werde ich ansatzweise Handlungsalternativen aufzeigen, die Jugendliche in ihrer Identitätsfindung unterstützen können.

3 Interventionen/ Handlungsalternativen

Eine Erkenntnis dieser Arbeit ist, dass durch den defizitären Blick auf den Jugendlichen, in vielen Heimen Rahmenbedingungen und ein durch strukturierter Alltag primär sind. Pädagogische Mitarbeiter in Heimen seien hier aufgefordert ihrem erzieherischen Selbstverständnis gerecht zu werden und den Blick auf die Individualität und den individuellen Anspruch eines jeden Jugendlichen zu richten. Dabei sollte man sich im Klaren darüber sein, dass die benannten Störfaktoren ein Fallstrick in der Arbeit mit diesem altersspezifischen Klientel sein können.

Die Alltagspädagogik kann identitätsgerechter gestaltet werden, wenn Vorgaben, Regeln und Konsequenzen hinsichtlich der Individualität überdacht und hinterfragt werden. Günder erklärt, dass bei der Anwendung von Konsequenzen die individuelle Lebensgeschichte und die persönlichen Bewältigungs- und Verarbeitungsformen Berücksichtigung finden sollten.

„[Diese müssen] so angelegt sein, dass sie

Ich-schwachen jungen Menschen auch mittels der Strafe dazu verhelfen, dass Ich zu formen und kontinuierlich aufzubauen. Strafen, die in der Hauptsache unterdrücken oder so empfunden werden, können das Gegenteil hervorrufen, nämlich die ohnehin noch verkümmerte oder beeinträchtigte Identitätsbildung weiterhin behindern.“ (Günder 2007, S.149)

Das Zeitmanagement sollte sich weniger nach Durchsetzung der vorgegebenen Strukturen richten, sondern vielmehr die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen mit einbeziehen. Wochenpläne könnten gelockert werden und so an die Freiwilligkeit, Kompromissbereitschaft und Solidarität appelliert werden. Im Allgemeinen sollten hauswirtschaftliche Tätigkeiten hintergründig sein, sprich als selbstverständlich gelten, aber nicht Orientierungspunkt für die Stärken des Jugendlichen seien. Doch gerade hier, liegt wohl das größte Hindernis in der Heimerziehung. Auf Grund von Zeit- und Personalmangel ist es häufig eine Herausforderung, Jugendliche in ihren individuellen Ressourcen zu erkennen und angemessen kontinuierlich zu fördern. Die Erläuterung methodischer Ansätze diesbezüglich würde den Rahmen dieser Arbeit leider übersteigen. Aber an dieser Stelle sei die Literatur von Micheal Durrant „Auf die Stärken kannst du bauen. Lösungsorientierte Arbeit in Heimen und anderen stationären Settings“ genannt. Ein Buch mit praxisnahen Beispielen und innovativen Interventionsansätzen, Ressourcen in den Alltag effektiv mit einzubeziehen. Zusammenfassend beschreibt Thiersch die Voraussetzungen eines Heims: „Das Heim müsste belastbare , stabile Beziehungen anbieten, ein attraktives Lebens- und Lernfeld darstellen, Perspektiven für die Zeit nach dem Heimaufenthalt eröffnen und gezielte Hilfen anbieten.“ (Freigang 2003, S.46)

Eine wünschenswerte und oft noch utopische Vorstellung. Jedoch werde ich im Folgenden mit Handlungsalternativen einen Überblick über Möglichkeiten geben, den Jugendlichen in ihrer kritischen Zeit der Identitätsentwicklung entgegenzukommen. Orientierung sollen dabei die Entwicklungsaufgaben geben.

Dabei werden die Handlungsalternativen im Ansatz beschrieben und dienen lediglich als Anreiz.

3.1 Beziehungsaufbau und die Rolle des Mitarbeiters

Interpersonale Entwicklungsaufgaben verfolgen das Ziel, ein stabiles soziales Beziehungsnetz aufzubauen. Im Heim bieten sich Beziehungen zwischen Mitarbeiter und Jugendlichen, Jugendlichen untereinander und mit Personen außerhalb des Heimes an.

Das Beziehungsverhältnis von Mitarbeitern zum Jugendlichen unterliegt grundsätzlich den Tücken des Schichtdienstes. Das Bezugsbetreuersystem, wie es in vielen Heimgruppen praktiziert wird, bietet dem Jugendlichen einen Ansprechpartner für Angelegenheiten und Entscheidungen in verschiedensten Bereichen, beispielsweise Taschengeldverwaltung, Unterstützung bei Organisation von persönlichen Angelegenheiten (Arztbesuche, Verwaltungsangelegenheiten, Biografiearbeit, Hilfeplanung ect.) und auch für emotionale Befindlichkeiten. Jedoch ist die freie Wahl des Bezugsbetreuers nicht immer gegeben und ein Sympathie- bzw Vertrauensverhältnis lässt sich nicht erzwingen. So sollte es Aufgabe jedes Mitarbeiters sein, auf Bedürfnisse des einzelnen Jugendlichen eingehen zu können. Dafür ist ein intensiver Informationsaustausch und Beratungen im Team notwendig, was durch regelmäßige Dienstberatungen und Supervisionen gesichert werden kann. Im Vertrauen erzählte Informationen von Jugendlichen sollten jedoch loyal und angemessen an Kollegen weitergegeben werden, um das Verhältnis nicht zu gefährden und zu missbrauchen. Ein regelmäßiger Informationsaustausch sollte auch das Ziel verfolgen, ein einheitliches Verständnis über das Erziehungskonzept und so die Kontinuität im pädagogischen Handeln zu sichern, da eine unnötige Ambivalenz im Umgang mit dem Jugendlichen der Identitätsentwicklung entgegenwirken könnte.

Grundsätzlich sollte bei der Teambesetzung auf Eignung geachtet werden. Die Rolle des Mitarbeiters sollte Ansprechpartner und Wegweiser zugleich sein. Die Jugendarbeit erfordert eine angemessene Anpassung und Verständnis für die aktuelle Jugendkultur. Hinsichtlich der Identitätsbildung brauchen Jugendliche Verständnis und Interesse an den Themen, die sie interessieren. Neuartige Medien, Internet, Musikkulturen und anderes dominieren die Interessenfelder der heutigen Jugend. Mitarbeiter sollten diese nutzen, um einen Zugang zu den Jugendlichen zu bekommen. Kenntnisse darüber wecken nicht nur die Begeisterung der Jugendlichen, sondern ermöglicht den Mitarbeitern, auch Missbrauch zu erkennen. Betreuer sollten zudem in der Lage sein, auftretende Identitätskrisen zu verstehen, zu akzeptieren und vor allem auszuhalten. Die Fähigkeit mit den Jugendlichen zu verhandeln und auszuhandeln sind dabei von zentraler

Bedeutung. So hat Wolf den Ansatz von Mathias Schwabe beschrieben, der dahin geht, dass nur dann konstruktiv mit einem Konflikt umgegangen werden kann, wenn er gestaltet, ausbalanciert oder gesteuert wird. Konflikte sollten von dem Mitarbeitern nicht als Machtkämpfe angesehen oder gar von ihnen ignoriert werden. (vgl. Wolf 2003, S.33f) Dabei sei nicht ausgeschlossen, dass Kritik und „meckern“ nicht immer sinnlos sind. So bringt das Zitat eines Kindes es auf den Punkt: „Wenn die nicht mehr meckern, dann lernen wir nix“, welches Wolf weiter ausformulierte: „Wenn sie nur meckern, lernt man wohl ebenfalls nicht viel, aber das Entwicklungen auch durch Widerstände ausgelöst werden, kann ich rückblickend jedenfalls für mich nicht übersehen.“ (Wolf 2003, S.34)

Eigene Werte und Normenvorstellungen, Lebensstile und Ansichten sollten dem Jugendlichen nicht aufgezwungen werden. Angesichts der Mehrzahl der Mitarbeiter, würde dies den Jugendlichen auch überfordern und zu Rollendiffusionen führen.

Das Selbstständigkeitsbedürfnis der Jugendlichen sollte nicht unbeachtet bleiben. Soweit die Umstände es zulassen, sollten die Mitarbeiter den Jugendlichen auch mal loslassen, ihm etwas zu trauen und ihn auch mal gezielt überfordern und Grenzen erfahren lassen. Essen für die Gruppe alleine zubereiten lassen (stärkt auch Verantwortungsbewusstsein), selbständige Stadtausflüge, Entscheidungen treffen lassen, Zugeständnisse machen und Platz für Kompromisse lassen. Jugendliche sollten sich in ihren Interessen und Belangen ernst genommen fühlen, so unwichtig die Problematik in den Augen des Mitarbeiters auch erscheinen mag. Das Bewusstsein, dass sich die Jugendlichen in der Pubertät befinden, darf niemals vergessen werden, jedoch auch nicht für alles eine Ausrede und ein Alibi sein.

Beziehungsaufbau unter den Jugendlichen im Heim kann man unterstützen, in dem man gruppensdynamische Prozesse fördert. Im Alltag besteht die Möglichkeiten Haushaltspflichten oder andere Dinge gemeinsam erledigen zu lassen. Vor allem krisenbehaftete Beziehungen können so aufgefangen werden. Wichtig dabei ist, dass die Intention der Zusammenführung nicht zu offensichtlich für die Jugendlichen erscheint, da sie sich sonst bevormundet und

gezwungen fühlen, was keinen Erfolg zeigen würde. Zudem gibt es verschiedene methodische Ansätze zur Gruppenpädagogik und sozialer Gruppenarbeit. Weiterbildungen für Mitarbeiter in diesem Bereich sind empfehlenswert. Beziehungen von Jugendlichen außerhalb der Wohngruppe sollten nicht blockiert werden. Soziale Kontakte nach außen, sind vor allem für Heimkinder besonders wichtig. Besteht die Vermutung, dass die „neuen“ Freunde einen unangemessenen Einfluss auf den Jugendlichen haben könnte, sollte dem Jugendlichen das Angebot gemacht werden, dass er diese in die Wohngruppe einladen kann, mit dem Versprechen, dass ihnen genügend Ruhe und Abgrenzung vom Gruppenalltag gewährt wird. Nimmt der Jugendliche den Vorschlag an, hat dieses zum einen den Vorteil, dass die Mitarbeiter über den Umgang wissen, und zum anderen, dass der Jugendliche zu seinem „Wohnort“ Heim steht und diesen seinen Freunden vorstellt. Eine Möglichkeit, Akzeptanz gegenüber dem Heimaufenthalt zu fördern und das Stigma „Heimkind“ nach außen hin zu reduzieren.

3.2 Elternarbeit

Einen wichtigen Stellenwert hinsichtlich der Identitätsausprägung nimmt die Elternarbeit ein. Studien haben jedoch ergeben, dass gerade diese in der Heimerziehung nur unzureichend praktiziert wird. Das hat häufig zu Folge, dass die Jugendlichen in ihr ursprünglich soziales Umfeld zurückkehren, die vorher bestehenden Spannungen nach wie vor existent sind und die Jugendlichen stärker in ihre anfänglichen Auffälligkeiten zurückfallen. (vgl. Freigang 2003, S.50)

Trotz der Wichtigkeit dieser ausführlichen Beschreibung der Methodiken ist es im Rahmen dieser Arbeit leider nicht möglich, aber es seien hier kurz einige Richtlinien genannt.

Elternarbeit kann unterschiedliche Ziele verfolgen. Zum einen gehen die Bemühungen dahin, eine Rückführung in die Herkunftsfamilien zu erreichen. Besteht diese Möglichkeit, dient sie zumindest der Stabilisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses und der Verarbeitung frühkindlicher Erfahrungen. Unabhängig von der Zielsetzung steht ausschließlich das Interesse des Jugendlichen im Vordergrund, auch wenn den Eltern grundsätzlich ein Wunsch-

und Wahlrecht zusteht. Weiterhin ist den Eltern mit Transparenz über den Heimalltag, der Lebensgestaltung und Vorkommnisse des Jugendlichen entgegenzutreten. Das Vertrauen und die Unterstützung der Eltern kann auch Schlüssel zu dem Vertrauen des Jugendlichen und der effektiven Arbeit mit diesem sein.

Aufgabe des Mitarbeiters ist es, Ressourcen des Jugendlichen und der Familie zu erkennen und diese effektiv zu nutzen, um die Erziehungsfähigkeiten zu verbessern. Eine klassische Form der Elternarbeit im Heim ist die Kontaktpflege, die durch regelmäßige Telefongespräche, Post, und regelmäßige Besuchstermine in der Häuslichkeit umgesetzt wird. Empfehlenswert sind auch regelmäßige Gesprächstermine zwischen Mitarbeiter und Eltern, in denen aktuelle Bedürfnisse, Wünsche, Problemlagen und Zielsetzungen ausgetauscht werden können. Der Einbezug der Eltern in heiminterne Feste, Hilfeplangesprächen und anderen Aktivitäten kann die Transparenz und das Verhältnis von Eltern und Jugendlichen zusätzlich unterstützen. (vgl. Günder 2007, S.222ff)

Ist der Kontakt zu den Eltern nicht möglich oder nicht erwünscht, sollten diese jedoch nicht übergangen werden. Andere Methoden, wie die Biografiearbeit sollten dann an Bedeutung zunehmen.

3.3 Biografiearbeit

Ein Vertrauensverhältnis zu Jugendlichen basiert immer auf dem Ernstnehmen seiner Probleme und Bedürfnisse. Ein empfindliches Thema ist die familiäre Situation und die Vergangenheit. Die Aufarbeitung schafft dabei nicht nur ein Verhältnis zum Mitarbeiter, sondern ist auch grundlegend für die Identitätsentwicklung. Besonders geeignet ist hier die Methode der Biografiearbeit. „Die Beschäftigung mit der Lebenswelt und der Lebensgeschichte (Biografie) eines Menschen kann eine entschiedene Orientierung an seinen subjektiven Interessen und Wünschen erfolgen.“ (Lindmeier 2004, S. 11) Ziel ist es dabei, Klarheit und Erkenntnisse über die Lebensgeschichte zu ermitteln. Der abrupte Milieuwechsel macht die Aufarbeitung der Vergangenheit umso wichtiger. Jugendliche sollen Verständnis für ihre jetzige Situation entwickeln, ohne dabei vergangenes zu

vergessen oder zu verdrängen. Im Gegenteil, die Synthese aller Lebensereignisse machen eine gefestigte Identität aus. Die Biografie lässt sich verschieden gestalten. Eine klassische Form ist das Lebensbuch. Dieses wird zusammen mit einem, oder wenn gewünscht, auch mit mehreren Mitarbeitern erarbeitet. Der Jugendliche gestaltet das Buch nach seinen eigenen kreativen Vorstellungen. Inhalte des Buches könnten sein:

- eine „Landkarte“ sein, auf der alle wichtigen Lebensstationen vermerkt sind
- ein Genogramm
- Kopie der Geburtsurkunde
- Daten über Familienmitgliedern
- Fragebögen über Wünsche, Zukunftsvorstellungen, Ängste, Interessen, Abneigungen, Lieblingsdingen, ect.
- Oder über die Gründe, warum der Jugendliche im Heim und nicht bei seiner Familie lebt, was ihm im Heim gefällt/ nicht gefällt, ect.

Es bietet sich an, das Buch außerdem mit Fotos, Erinnerungsstücken oder eigenen Zeichnungen o.ä. zu füllen.

Bei der Bearbeitung des Lebensbuches sollten der Mitarbeiter und der Jugendliche ungestört und genügend Zeit einplanen. Eine kontinuierliche Ausarbeitung ist unabdingbar. Daher ist es auch von Vorteil alle Schriftstücke mit einem Datum zu versehen, um es zu einem späteren Zeitpunkt nachvollziehbar machen zu können.

Die Eltern oder andere wichtige Familienmitglieder sollten soweit wie möglich Anteil an dem Buch tragen. Dies kann in Form von Fotos oder Informationen erfolgen. Weiterhin sollte der Jugendliche jederzeit Zugriff auf sein Lebensbuch haben und festlegen können, wer es sich anschauen darf. (vgl. Krimm 2001, S.4f)

3.4 Bewahrung der Privatsphäre und Sexualunterricht

Ausgehend von den intrapersonalen Entwicklungsaufgaben, betreffend der physischen und biologischen Veränderungen, gibt es im Heim mehrere Möglichkeiten diese ansatzweise zu fördern. Heutzutage ermöglicht die

räumliche Ausstattung von kleineren Heimgruppen (6-10 Jugendliche) Einzelzimmer, die einen eigenen Rückzugraum für den Jugendlichen darstellen. Allgemeingültige Verhaltensregeln können einen Teil dieser Intimsphäre sichern. So sollte zum Beispiel angeklopft werden, bevor jemand, sei es Betreuer oder Bewohner, ein Privatzimmer betritt. Gewünschte Zeiten für sich alleine sollten respektiert und gewährleistet werden. Unterstützt werden kann dies durch Türschildern, durch die die Jugendlichen kenntlich machen können, dass sie nicht gestört werden wollen. Ebenfalls sollte, wenn keine Notwendigkeit besteht, ein offensichtlicher Eingriff in die Privatsphäre durch Kontrolldurchsuchungen von Zimmern und Schränken vermieden werden.

Das Thema Sexualität kann im Rahmen von Sexualunterricht aufgefangen werden. Einige freie Träger und städtische Einrichtungen bieten solchen wöchentlich an und unterrichten auch vorort im Heim. Jugendlichen lernen hier biologische Vorgänge des Körpers kennen, erfahren wichtige Aspekte über Liebe, Sex und Verhütung und erleben einen normalen Umgang mit dem Thema. Für Fragen steht der Sexuallehrer in Einzelgesprächen zur Verfügung. Vorteile des Unterrichts sind, dass das heikle und teils unangenehme Thema der Aufklärung den Betreuern abgenommen wird und die Jugendlichen die Möglichkeit haben, solche Themen extern von den Erwachsenen, die für sie zuständig sind, bearbeiten zu können. Schließlich sind vor allem Themen der Sexualität oft vor den Menschen unangenehm, die man alltäglich sieht. Weiterhin erfahren Jugendliche Sexualität als etwas Normales und erkennen, dass sie sich für die Veränderungen in und an ihrem Körper nicht schämen müssen.

3.5 Integration in die Gesellschaft

Stigmatisierende Zuschreibungen von der Gesellschaft liegen hauptsächlich dem fortwährenden Ruf des Heimes zu Grunde. Das Heim sieht sich ständig in der Verantwortung Öffentlichkeitsarbeit zu leisten und für eine positive Auswirkung zu werben. Der Jugendliche wird dem Stigmatisierungsprozess ausgesetzt und kann diesem nur mit Selbstbewusstsein und einer gefestigten

Identität entgegentreten. Diese Stärkung obliegt in der Verantwortung des Heims.

Um den kulturellen- und gesellschaftlichen Entwicklungsaufgaben nachzukommen, ist es sinnvoll dem Jugendlichen Möglichkeiten zu schaffen, Aktivitäten außerhalb des Heimes in Anspruch zu nehmen. So kommt eine Vermittlung in Sportvereinen, Freizeitclubs, Interessengruppen ect. vor allem dem Jugendlichen zu Gute. Das Austesten von Fähigkeiten, dem Kennenlernen von Interessen, die Bestätigung von Leistungen, das Erleben von Erfolgen und dem Gefühl, den gleichen Stellenwert wie „Nicht-Heimkinder“ zu haben, sind positiv prägend für das Selbstwertgefühl und fördern den Identitätsfindungsprozess.

Fazit

Eine sich ständig verändernde Gesellschaft erschwert Jugendlichen zunehmend die Ausprägung einer eigenen Identität. Das Ziel meiner Arbeit ist, diese Erkenntnis bis in die kleinsten Strukturen der nach außen hin immer noch sehr verschlossenen Heime zu bringen. Auch wenn Studien über den Erfolg der Heimerziehung positive Rückschlüsse zulassen, erfordert gerade die Schnelllebigkeit der heutigen Zeit ein ständiges Überdenken bzw. Überarbeiten der pädagogischen Leitlinien. Ich denke, dass die Adoleszenzzeit eine der wichtigsten und krisen- bzw. konfliktbehaftetsten Prozesse eines Jugendlichen ist und somit einer der sensibelsten und prägendsten Lebensabschnitte, dem es gilt, im Erziehungsauftrag gerecht zu werden. Ganz klar stelle ich voraus, dass sich viele Heime in evaluativen Prozessen befinden, jedoch oftmals, die in dieser Arbeit beschriebenen Fallstricken, vorherrschend sind. Meine Ausführungen haben die eingangs formulierte Hypothese: Der Heimalltag erschwert eine „normale“ Identitätsentwicklung, bestätigt, solange dieser nicht individuell gestaltet wird bzw. gestaltet werden kann. Die theoretischen Grundlagen der Identitätsentwicklung von Jugendlichen haben gezeigt, dass die Phase der Adoleszenz von Bedürfnissen nach Selbstfindung, Selbständigkeit, Autonomie und auch Vertrauen geprägt ist. Meine Untersuchung der strukturellen Merkmale des Heims hat jedoch ergeben, dass die

Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bewältigung der Entwicklungsaufgaben nur unzureichend erfüllt werden können. Dabei möchte ich nicht zwangsläufig dafür plädieren, dass Strukturen im Heim nicht tragbar sind, aber ich möchte das Bewusstsein und das Verständnis dafür wecken, dass die sowieso schon krisenreiche Zeit der Pubertät auch im Heim unter erschwerten Bedingungen abläuft.

Meine Analyse hat ergeben, dass es durchaus möglich ist, mit einer flexiblen Handlungsmethodik und einem gewissen Grundverständnis für die Adoleszenz dichter an den Wirkungsgrad des Jugendlichen heranzutreten. Obwohl die Eriksonsche Theorie, welche ich hier als Handlungsgrundlage gewählt habe, nicht allgemeingültig anzuwenden ist, lassen sich jedoch die Grundzüge auf die heutige Zeit sehr gut übertragen. Mit dem erweiterten Wissen um die Problematik der Adoleszenz im Heim in Verbindung mit der Eriksonschen Theorie, konnte ich meine Tätigkeit in einer Wohngruppe für verhaltensauffällige Kinder- und Jugendliche neu reflektieren. Ich konnte durch die Ausarbeitung dieser Arbeit neue Erkenntnisse für zukünftige Arbeitsprozesse gewinnen. Das Bewusstsein darüber, was der Heimaltag für Wirkungen auf den Jugendlichen haben kann, hat erheblichen Einfluss auf Sichtweisen, Interventionen und den Umgang, sowie das Verständnis für den Bewohner. Ich denke, dass jeder Mitarbeiter bzw. jede Heimeinrichtung, die mit Jugendlichen arbeitet, ein Grundfundus an Wissen über diese facettenreiche Lebensphase voraushaben muss.

Des Weiteren stellte ich in dieser Arbeit fest, dass die Arbeit in Heimen in Verbindung mit dem Arbeitsauftrag nie eine vollkommene Einheit darstellt. Trotz vieler Bemühungen sind der Heimerziehung Grenzen gesetzt, die erkannt und akzeptiert werden sollten.

Meine Arbeit stellt hier nur einen Ausschnitt eines umfangreichen, komplexen und vielseitigen Themas dar, das einem sich ständig verändernden Prozess unterliegt. Eines wird wohl aber immer gleich bleiben: die Wichtigkeit der Identität.

Quellenverzeichnis

- Conzen, Peter: Erik H. Erikson. Leben und Werk. Stuttgart, Berlin, Köln 1996.
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1995.
- Fend, Helmut: Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Wiesbaden 2005.
- Flammer, August/ Alsaker, Françoise D.: Entwicklungspsychologie der Adoleszenz.
Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter.
Bern 2002.
- Flammer, August: Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der
menschlichen Entwicklung. Bern 2009.
- Freigang, Werner/ Wolf, Klaus: Heimerziehungsprofile. Sozialpädagogische
Porträts. Weinheim und Basel 2001.
- Freigang, Werner: Wirkt Heimerziehung? Heimerziehung im Spiegel empirischer
Studien. In: Struck, Norbert /Galuske, Michael/ Thole, Werner
(Hrsg.): Reform der Heimerziehung. Eine Bilanz. Opladen 2003.
S.37-52
- Gergen, Kenneth J.: Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen
Leben. Heidelberg 1996.
- Grob, Alexander/ Jaschinski, Uta: Erwachsen werden. Entwicklungspsychologie
des Jugendalters. Weinheim, Basel, Berlin 2003.
- Günder, Richard: Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen,
Veränderungen und Perspektiven der stationären
Erziehungshilfe. Freiburg im Breisgau 2007.

Hanselmann, Paul G./Weber, Benedikt: Kinder in fremder Erziehung. Heime, Pflegefamilien, Alternativen- ein Kompaß für die Praxis. Weinheim, Basel 1986.

Krimm, Bodo: Biografiearbeit mit Kindern. Pädagogische Schriften und Handreichungen (Nr.2). Köln 2001.

Landenberger, Georg/ Trost, Rainer: Lebenserfahrungen im Erziehungsheim. Identität und Kultur im institutionellen Alltag. Frankfurt am Main 1988.

Lindmeier, Christian: Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. Weinheim und München 2004.

Pies, Silke/Schrappner, Christian: Studie zur beruflichen und sozialen Integration junger Menschen aus Einrichtungen stationärer Erziehungshilfe in Rheinland-Pfalz. Im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Soziales Familie und Gesundheit des Landes Rheinland-Pfalz. Koblenz 2001.

URL 1: <http://www.uni-koblenz-landau.de/koblenz/fb1/sempaed/sozpaed/projektinfos/berufliche-u-soziale-integration-in-der-heimerziehung-pies-pdf.pdf>

Storch, Maja: Identität in der Postmoderne - mögliche Fragen und mögliche Antworten.
In: Dohrenbusch, Hannes/ Blickenstorfer, Jürg (Hrsg.):
Allgemeine Heilpädagogik - eine interdisziplinäre Einführung.
Edition Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik:
Luzern 1999. S. 70-84

URL2:<http://www.denkwerk-hirnverletzung.ch/PDF/Archiv/psychologische%20Antworten/Identit%E4t%20in%20der%20Postmoderne.pdf>

Thiersch, Hans: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim und München 2009.

Wolf, Klaus: Und sie verändert sich immer noch: Entwicklungsprozesse in der Heimerziehung. In: Struck, Norbert /Galuske,Michael/ Thole, Werner (Hrsg.): Reform der Heimerziehung. Eine Bilanz. Opladen 2003. S.19-36